

Prolog



*Am Tag des Kataklysmus, Kardimwall, die Sandpforte, Grenzübergang
zwischen den Ländern Quilabr und Kardi`jan.*

Die letzten wärmenden Sonnenstrahlen verschwanden allmählich am Firmament des östlichen Greifengebirges und aus dem Süden bahnten sich dunkle Gewitterwolken ihren Weg ins Landesinnere.

»Heute Nacht wird es hier kälter werden als am Arsch eines Eisriesen, das habe ich im Gefühl, weil mir das linke Ei juckt«, sagte Joris und sah zu den heraufziehenden, dunklen Wolken. »Und dann wird es noch zu allem Überfluss regnen, vermutlich Eisregen bei den Temperaturen.«

»Hat dir das auch dein linkes Ei verraten oder bist du seit heute ein Schicksalsleser, so wie Meister Kordall?«, erwiderte Vale spöttisch.

»So ein Unsinn. Joris juckt der Eierbeutel, weil er sich von der hogusischen Händlerin etwas Bleibendes eingefangen hat. Das kommt davon, wenn man alles besteigen muss was Titten hat. Also ich konnte nicht wirklich zwischen ihr und ihrem Esel unterscheiden«, bemerkte Ender und äffte den Schrei des Lastentieres nach, woraufhin die drei frisch gesalbten Ordenskrieger der Silberklingen aufs Herzlichste anfangen zu lachen. Im selben Zuge wärmten sie sich weiter ihre Hände an den knisternden Flammen der Feuerschale.

Sie waren vor etwa zwei Wochen aus der Akademie von Iliathan direkt an den Kardimwall beordert worden, und da die Sandpforte wegen der jüngsten Geschehnisse geschlossen war, mussten nun alle Paladine auf den Wehrgängen Stellung beziehen und in ihren zugewiesenen Bereiche patrouillieren.

Sie saßen auf einfachen Holzbänken unter einem der vielen überdachten Scharwachttürme, die gaubenförmig und in Wegeshöhe mit der Mauer verbaut worden waren. Dies hatte den Vorteil, dass sich größere Gruppen schnell auf

dem Wehrgang verteilen oder Schutz suchen konnten. Die gesamte zinnenbewehrte Wallmauer war etwa vierzig Schritte hoch und maß zwanzig in der Breite. In regelmäßigen Abständen gab es zwischen den großen Wehrtürmen Zugänge zum Inneren der Mauer. Diese war so errichtet worden, dass man an jedem, der mehrere Meilen auseinanderliegenden Zwischenposten, Quartiere, Waffenlager und Speisekammern vorfand. Dies war nötig, da der Kardimwall das gesamte Kernland umspannte und sich somit über viele Hunderte Meilen erstreckte.

An jeder der drei Hauptpforten Kalatheas, die einen Zugang für Händler und Reisende ins Heilige Land boten, gab es ein Seilzug betriebenes Schienensystem innerhalb der Mauer. Die Ordenskrieger oder Versorgungsgüter wurden auf diese Weise zügig mit den geräumigen Schienenwagen an die entsprechenden Zwischenposten gebracht. Zudem war die Mauer breit genug, dass es zweispurig in die jeweils entgegengesetzte Richtung gehen konnte. Die Pforten selbst waren kolossale Festungen, die in ihrer Größe jeweils einer kleinen Stadt glichen. Dort gab es weitläufige Innenhöfe mit Kasernengebäuden und Exerzierplätzen für die Soldaten sowie gemütliche Gasthäuser für das reisende Volk und die Händler, die dort entweder ihre Waren verkauften oder Häuser besaßen, welches sie als Zwischenlager nutzten.

»Na wunderbar, habe ich es nicht gesagt, jetzt fängt es an zu regnen, zwar kein Eis, aber gemütlicher wird es dadurch auch nicht«, beschwerte sich Joris, stand auf und sah auf die karge und sandige Seite des Kardi`janischen Grenzlandes.

»Denkt ihr, dass an den ganzen Gerüchten, die sich die Männer erzählen, etwas dran ist?«, fragte Vale in die Runde.

»Du meinst, dass die Armolonier und König Gormon, die Beschützer Kalatheas, es sich auf einmal anders überlegt haben und zu tausenden im Handelshafen von Adinah eingefallen sind? Oder meinst du das Märchen, in dem es heißt, dass monströse dunkle und unbesiegbare Krieger an ihrer Seite marschieren?«, erwiderte Ender spöttisch.

»Also, ich habe gehört, dass wir alle verflucht wurden, als die dunklen Sternentrümmer in Quilahr einschlugen und kurz darauf die zwölf Drachen aus Ohenor spurlos verschwanden. Das hat jedenfalls Meister Hastios erzählt«, sagte Vale und sah beunruhigt zu seinen Kameraden.

»Ja, genau wie all die anderen Schauermärchen, die er immer erzählt, wenn er wieder mal besoffen im Holzhobel seinen Schnaps trinkt. Da habe ich schon ganz andere Geschichten von ihm gehört. Das ist alles Mumpitz«, meinte Ender und lachte laut. »Aber aus irgendeinem Grund wurden die meisten Silberklingen an die Sandpforte beordert und die Pforte selbst wurde geschlossen. Denkt ihr nicht auch, dass hier etwas Seltsames vor sich geht?«, fragte Joris ernst.

»Juckt dir wieder das Ei oder hast du Angst, deine dellenfreie silberne Rüstung zu beschmutzen? Ich meine, seht euch doch mal um. Unsere Ärsche sitzen auf einer uneinnehmbaren Mauer, der alte Wall kann jederzeit mit Magie geflutet werden und zudem sind wir ja keine normalen Stadtwachen. Wir sind glorreiche Paladine der Silberklingen, mit sakralen Schwertern und ausgebildet in den sieben magischen Künsten, außerdem mit großen Schwänzen gesegnet und zu allem bereit«, alberte Ender, zog seine silberne, gravierte Klinge und nahm eine Heldenpose ein, woraufhin wieder alle drei in Gelächter verfielen.

Der heutige Kardimwall hatte nichts mehr gemein mit dem ursprünglichen Wall, der vor über eintausend Jahren von den Völkern Kalatheas aus Erde, Holz und Magie errichtet worden war. Aus alten Überlieferungen entnahm man, dass in den Tagen der Schöpfungskriege ein dunkler Feind und dessen Armee das Land und die Völker Kalatheas bedroht hatten. Sie waren aus fernen und unbekanntem Gefilden jenseits des dunklen Ozeans gekommen und mit Hunderten Schiffen am Festland gestrandet. Sie hatten unzählige Menschen der heimischen Sakaala-Stämme getötet, deren Länder und Städte geplündert und waren gegen das Heilige Land Quilahr im Herzen Kalatheas marschiert, dem Sitz der Elohim und ihren Kindern, wie alle nicht-menschlichen Völker genannt wurden.

In den alten Wall setzte man damals turmhohe, steinerne Pylonen, die wie ein Netz miteinander verbunden waren und das heilige Kernland Quilahr umspannten. Die großen Meister ihrer Zeit riefen die Sieben Ströme der Magie und webten einen gewaltigen Schutzzauber. Sie erschufen eine undurchdringliche Barriere, ähnlich eines magischen Schildes, der alle Feinde an sich abprallen ließ,

und waren sie noch so zahlreich gewesen. Doch die Not war groß und so beriefen die Elohim das Volk der Armolonier zu ihrer Verteidigung und zum Schutze ganz Kalatheas.

Diese folgten dem Ruf und verließen ihr Land, welches an den südlichen Ausläufern nur durch eine schmale Landzunge mit Kalathea verbunden war, und kämpften im Namen der Elohim und der vereinten Völker. Es war Ofanalon aus dem Hause Atrevion, ein tapferer armolonischer Ritter mit reinem Herzen, den die Elohim auserwählt und eine mächtige Gabe verliehen hatten. Mit Hilfe jener Gabe gelang es ihnen, den dunklen Feind letztlich zu besiegen, bevor er jemals einen Fuß auf heiligen Boden setzen konnte. Seit diesen Tagen waren es die berufenen, armolonischen Brüder und Schwestern, die Kalathea vor jedwedem Feinde beschützten.

Als der lange Frieden Einzug hielt, waren die enormen magischen Energien, die durch den Wall flossen, nicht mehr von Nöten und so beschloss die Völker, in weiser Voraussicht, einen weiteren Wall aus Steinen und mit begehbaren Pforten zu errichten. Er sollte hinter dem Alten erbaut werden und ebenso das ganze Land Quilahr umspannen. Und so dauerte es vierhundert Jahre, bis der letzte Stein gesetzt war.

»Ich hätte jetzt gerne ein saftiges Brathähnchen mit gerösteten Pilzen und einem kräftigen malzigen Bier«, jammerte Joris und kratzte sich dabei ausgiebig im Schritt.

»Ja genau, träum weiter, wir fressen doch seit Wochen nur Trockenfleisch, Bohnen und diesen widerwärtigen Eintopf, den unser sogenannter Koch zusammenrührt. Da war das Essen in der Akademie um einiges besser«, beschwerte sich Ender lauthals und legte einen Holzschale in die Feuer- schale.

Vale nickte zustimmend, holte aus seiner Tasche einen kleinen Handspiegel, ein scharfes Rasiermesser und begann, sich vorsichtig an den Kopfseiten zu rasieren, so wie es im Stamm der Jondur üblich war. »In meinem Dorf hätte ich mir schon die erste blaue Farbe unter der Haut verdient. Ich vermisse Vater und meine Geschwister.« Der Regen wurde stärker und ein fernes Donnern kündigte das kommende Gewitter an.

Ender steckte sein Schwert zurück in die Scheide und legte die Hand auf Vales Schulter. »Ich vermisse sie auch ... vor allem deine Schwester, sie war immer gut zu mir und ritt mich stundenlang wie einen jondurischen Hengst«, scherzte Ender, erkannte aber im selben Moment, dass es seinem Freund ernst war. »Wir alle haben unsere Familien nicht mehr gesehen, seitdem uns die Magier des Ordens fanden. Wir sind Berührte und tragen den magischen Segen der Elohim in uns. Für unsere Familien war es bestimmt eine große Ehre, als sie uns als Kinder dem Orden übergaben. Du wirst sie eines Tages wiederssehen«, versprach Ender und setzte sich wieder auf seine Holzbank.

Vale nickte dankend und rasierte sich mit leicht geröteten Augen weiter.

Das Donnergerollen wurde lauter und ein zunehmend kräftig werdender Wind kam auf, der Joris rote strubbelige Haare in alle Richtungen wehte.

»Das Brathähnchen könnte mit einer süßen Pflaumensoße bestrichen sein, aber dann lieber mit Äpfeln im Brotteig statt mit Pilzen«, schmatzte Joris, dem offensichtlich die ernste Thematik seiner Kameraden entgangen war.

»Die Sandpforte ist keine vierhundert Schritte entfernt, ich könnte dorthin spucken, sofern ich wollte. Dann gehe halt los und besorge dir dein Flattervieh. Rechne aber damit, dass, wenn dich der alte Dugal dabei erwischt, wie du deinen Posten verlassen hast, er dir dein Hähnchen quer in den Arsch schieben wird«, warnte Ender und zog sich die blau-silberne Kapuze seines Mantels über, um sich vor dem Wind zu schützen. Und als hätten sie es auf übernatürliche Weise heraufbeschworen, öffneten sich quietschend, direkt neben ihnen auf dem Boden, eine der metallenen Zugangsluken in der Mauer. Hinaus stieg Pfortenkommandant Dugal.

Die Drei sprangen sofort von ihren Bänken auf, stellten sich in Reih und Glied und legten die rechte Faust salutierend auf ihre Brust. Der Kommandant hielt eine blecherne Signallaterne in seiner Hand und schloss mit der anderen die Bodenluke. Danach besah er sich der drei Paladine und gab ihnen mit einem Handzeichen den Befehl sich zu rühren.

»Ihr seid also die neuen Rekruten, ja?«, fragte er mit eiserner Miene. Wie alle Silberklingen trug er eine metallene Vollrüstung mit silberner Legierung. Sein Schwert baumelte an seinem Waffengehänge und sein blau-silberner Mantel flatterte wie die Fahnen auf den Türmen, auf denen ebenso ein silbernes Schwert auf blauem Grund prangte. Dugal war ein alter Haudegen, der schon einige Scharmützel in seiner Dienstzeit miterlebt und angeführt hatte. Er trug einen voluminösen braunen Oberlippenbart unter seiner Nase und seine lockigen Haare fielen über seine vernarbte Stirn. Sein rechtes Auge wirkte trüb und blind, und in seinem Mund steckte eine kurzstielige, qualmende Pfeife.

»Jawohl Kommandant, vor drei Wochen wurden wir von der Akademie hierherbeordert«, entgegnete Joris, der anfang, die Beine zusammenzukneifen und gequält von einem Fuß auf den nächsten zu wechseln.

»Ah ja, die Akademie. Ich war schon lange nicht mehr in der Hauptstadt. Wie geht es denn den zwölf großen Meistern der Magie? Ich hörte, dass Meister Eloisius Tochter Clarity als neu gewählte Großkommandantin des Ordens die Kampfausbildung der Silberklingen leitet?«

Vale nickte zustimmend. »Jawohl Kommandant, sie selbst war es, die uns in den üblichen Waffengattungen unterwiesen hat.«

Dugal sah sich in ihrem Unterstand um und zog mehrmals kräftig an seiner Pfeife. »Dies ist nicht eure erste Wache auf den Wehrgängen. Wie ich sehe, ist alles an seinem Platz. Drei Bögen und ein Fass mit Pfeilen, Signalhörnern, Lampenöl, einem Fernrohr und genügend Brennholz, um in der Nacht nicht frieren zu müssen«, bemerkte Dugal aufmerksam.

Dann fiel es Ender wie Schuppen von den Augen. »Oh, mir fällt auf, Kommandant, dass wir vermutlich unsere Signallaterne bei den Schienenwagen vergessen haben«, stammelte er und sah ertappt zu seinen Kameraden.

»Etwa diese Laterne?«, fragte Dugal in einem gelassenen Tonfall und hielt sie ihm entgegen.

Enders Gesicht lief rot an und betroffen nahm er die verbeulte Signallaterne an sich. »Habt dank, Kommandant, eh ... dürfte ich Euch eine Frage stellen?«

Dugal zog an seiner Pfeife und nickte zustimmend. »Ich hoffe, du willst mich jetzt nicht fragen, wie man sie benutzt, um mit den anderen Posten zu kommunizieren.«

Ender schüttelte schnell den Kopf. »Nein, ich wollte Euch fragen, warum so viele Silberklingen an die Sandpforte beordert wurden und ob die Gerüchte über die Armolonier stimmen?«

Der Gesichtsausdruck des Kommandanten wurde ernst und sein Blick schweifte zu Joris, der immer mehr anfangen zu zappeln. »Bei den Elohim, was hast du denn, Junge? Tut dir etwas weh?«, fragte Dugal stirnrunzelnd.

»Unser dunkelhäutiger, hogusischer Herzensbrecher hier hat sich Sackratten bei einer Händlerin eingefangen«, antwortete Vale amüsiert.

Dugal legte lachend den Kopf in den Nacken, und noch bevor er auf Enders Worte antworten konnte, richtete sich seine Aufmerksamkeit auf das flackernde Licht einer Signallaterne, die von einem Geschützturm der Sandpforte aus bedient wurde.

Die Drei sahen sich fragend an, denn auch sie verstanden den Inhalt dieser Nachricht:

An Pfortenkommandant Dugal. Ein Abgesandter der Arsall erreichte soeben die Pforte und verkündete das baldige Eintreffen von Königs Brakna Silberpranke und weiteren hundert Kriegern.

Dugal drehte sich zu Ender. »Signalisiere ihnen, dass ich auf dem Weg zur Pforte bin.« Danach zog er noch einmal kräftig an seiner Pfeife. »Was wollen die Arsall hier?«, fragte er sich selbst und sah geistesabwesend zu den drei Rekruten. »Und ja, die Gerüchte stimmen. Die Armolonier sind im Hafen von Adinah angelandet und haben ihn übernommen. Wir gehen von einer Art Rebellion gegen König Gormon in ihren eigenen Reihen aus.«

Ender tat wie ihm befohlen und übertrug die Nachricht, indem er die runde Klappe der Laterne in einem bestimmten Rhythmus mehrfach öffnete und wieder schloss.

Dugal ging derweil zur eisernen Einstiegs Luke am Boden, sah aber noch einmal zu den Dreien zurück. »Es gibt keinen Grund zur Sorge, wir würden sie kommen sehen.« Er zeigte dabei in Richtung des Kardi janischen Grenzlandes.

Im selben Moment durchzogen purpurne Blitze den wolkenverhangenen Himmel und eine Abfolge von ohrenbetäubenden Donnerschlägen übertönte das Plätschern des Regens. Sturmartige Windböen kamen auf und fegten über die Mauer hinweg, sodass etliche Flaggen abrissen und davonflogen. Der Wind wirbelte den Sand des Kardijanischen Grenzlandes auf und peitschte den Männern ins Gesicht. Der Kommandant eilte zu den Zinnen und entdeckte in der Ferne eine sich nähernde, dichte Nebelwand. Dugal konnte auf beiden Seiten nicht erkennen, wo sie ihren Anfang oder ihr Ende nahm. »Irgendetwas stimmt hier nicht, der Nebel zieht nicht mit dem Wind!«, rief er laut gegen den Sturm an. »Gebt Alarm, sie sollen die magischen Formeln für den Schild des alten Walls sprechen, ehe der Nebel hier angekommen ist!«

Bevor Ender handeln konnte, überschlugen sich bereits die Lichtsignale aus allen Bereichen der zu erkennenden Außenposten und die ersten Signalhörner waren zu hören. Weitere Blitze zuckten durch den Himmel und färbten das ganze Grenzland in purpurne Töne. Dann hörten sie um sich herum einen hallenden Chor aus dunklen und grausamen Stimmen, die einen unverständlichen, rituellen Kanon sangen. Dugal und den drei Rekruten wurde schlagartig schummerig vor Augen und die Welt um sie herum fing an, sich für einen kurzen Moment zu drehen. Eine unbeschreibliche Leere breitete sich in ihnen aus und führte dazu, dass Joris und Vale vor Schwindel auf die Knie sackten.

»Was bei allen Elohim passiert hier?«, rief Joris und hielt sich benommen den Kopf.

»Die Männer sollen die Mauer besetzen und sich kampfbereit machen ... na los Junge, wir haben keine Zeit mehr, ich werde den Wall selbst beschwören«, wettete der Kommandant und erweckte Ender damit aus seiner Starre.

»Jawohl!«, rief er verängstigt und bediente am ganzen Leib zitternd erneut die Signallaterne.

Vale half Joris auf die Beine, drückte ihm einen Bogen in die Hand und dazu ein Bündel Pfeile.

Dugal zog unter seiner Rüstung einen gläsernen, runden Anhänger hervor, der an einer filigranen Kette befestigt war. Er brach ihn in der Mitte entzwei und zog ein kleines geroll-

tes Stück Pergament heraus. Die Nebelwand hatte die steinernen Pylonen des alten Walls fast erreicht, und überall auf dem neuen wurden Hunderte Fackeln und Feuerschalen entzündet. Der Pfortenkommandant entrollte hastig das Pergament, streckte seinen rechten Arm in Richtung des alten Walls, las die Formel und rief nach den Strömen der Magie. »Keriel`Nan Aadir, Valogorn Kel Isch`Arin!« Seine Worte verhallten in den Böen des Gewittersturms, doch nichts geschah.

Ender, der mittlerweile die Nachricht überbracht hatte, bemerkte das überraschte Gesicht ihres Kommandanten, der offenbar nicht mehr in der Lage war, nach der Magie zu greifen. Dann hörte er die aufgebrachten Rufe seiner Freunde, die an den Zinnen der Mauer standen und in die Ferne blickten. Er rannte zu ihnen und sah wie sich der schwarze Nebel, direkt hinter dem alten Wall, langsam zurückzog und eine riesige Armee armolonischer Legionäre sichtbar werden ließ. Es mussten um die Zehntausend Männer unter Waffen sein. Sie trugen einheitliche, stählerne Lamellenrüstungen mit visierlosen Helmen und dunkelroten Helmbüschchen. In ihren Händen hielten sie lange Speere und viereckige Schilde. Die Infanterie stand in geschlossenen Formationen in einzelnen Truppen zu mehreren hundert Kriegern zusammen. Ihre schwere Kavallerie positionierte sich zwischen ihnen und den Bogenschützen in hinterster Reihe. Die Bannerträger hielten große Standarten, auf denen der armolonische goldene Phönix auf rotem Grund zu sehen war. Sie führten gigantische Katapulte sowie andere Kriegs- und Belagerungsmaschinen mit sich, die bereits mit großen Feuertöpfen beladen wurden.

»Kommandant, was tun wir jetzt? Der alte Wall hat versagt und das sind tausende armolonische Legionäre!«, rief Joris mit aufgerissenen Augen.

»Wir halten den Kardimwall bis Verstärkung eingetroffen ist, und niemand wird das Heilige Land ...« Im selben Moment zuckte ein purpurner Blitz vom Himmel, traf den Pfortenkommandanten und steckte ihn lichterloh in Flammen. Das purpurne Feuer brannte so heiß, dass seine Rüstung sofort zu schmelzen begann und sein verkohltes Fleisch ihm schmatzend von den Knochen fiel. Seine Todesschreie währten nur kurz, bis er zu einem kochenden

Brei aus Blut und Stahl in sich zusammenfiel. Den Dreien stand bei diesem grausamen Anblick der Mund offen und Joris musste sich sofort übergeben.

Aus den Zugängen in der Mauer strömten immer mehr Silberklingen und positionierten sich. Sie spürten, wie die Schienenwagen unter ihnen hin und her donnerten, um die Truppen zu verteilen. Große Dreibockschleudern wurden mit Feuerfässern bestückt und die Skorpione auf den Türmen mit speerlangen Geschossen geladen und ausgerichtet. Die armolonische Armee war vollends zum Stillstand gekommen und verharrte in absoluter Regungslosigkeit etwa sechzig Schritte vor dem Kardimwall.

»Ihr habt doch auch diese Stimmen gehört, oder? Und dann der Blitz, der den Kommandanten gekocht hat, was verflucht nochmal geht hier vor?«, schrie Vale und starrte weiter auf die feindlichen Truppen.

»Wir werden angegriffen und das ist alles was zählt. Lasst uns die verdammte Hure von Wall verteidigen sage ich, dafür wurden wir ausgebildet!«

Joris wischte sich mit seiner Hand das Erbrochene vom Mund und stimmte wortlos zu, bis er sah, wie etwas Monströses über die Zinnen kletterte. Ihm stockte beim Anblick des hünenhaften Kriegers der Atem. Er musste mindestens zweieinhalb Schritte groß sein und trug eine komplett stählerne Rüstung, die in einem seltsamen roten Ton schimmerte. Sein Helm ging nahtlos in den Harnisch über und hatte einen v-förmigen Sehschlitz. Ein tiefroter Helmbusch neben zwei stählernen Hörnern vollendeten die furchterregende Gestalt. In seinen Händen hielt er ein mächtiges Breitschwert, welches aus demselben Stahl gefertigt war und ebenso rot schimmerte. Zur gleichen Zeit fing die armolonische Armee an, ihre Speere rhythmisch auf den Boden zu stoßen und dabei im Chor immer wieder 'Draconier' zu rufen.

»Da, da ... seht ihr das?«, rief Joris den Anderen zu und zeigte in die Richtung des stählernen Kriegers.

Als sie ihn bemerkten, zogen Ender und Vale sofort ihre einhändigen Schwerter und streckten ihm die andere Hand geöffnet entgegen.

»Macht euch bereit, wir verbrennen ihn mit Flammenstößen ... Mors Pyria!«, rief Ender und versuchte, auf den

magischen Strom der Elemente zuzugreifen, doch nichts geschah. Der Krieger kam langsam auf sie zu und war nur noch fünfzehn Schritte entfernt. Ender starrte fassungslos auf seine Hand, bis er Vale neben sich hörte.

»Ich kann auch nichts tun, meine Magie ist verschwunden.« Ein Gefühl der Hilflosigkeit breitete sich in Vale aus, bis Ender ihm ermutigend auf die Schulter klopfte.

»He, wir haben unsere Schwerter und du warst in der Akademie einer der besten Kämpfer, zeigen wir den Armoloniern, zu was wir fähig sind, na los!«, brüllte Ender und rannte mit erhobener Klinge auf den Hünen zu.

Erneut ertönten Kriegshörner, nur dass es diesmal nicht die ihren waren. Der Feind feuerte seine Katapulte mit brennenden Geschossen auf den Kardimwall ab. Sie flogen zischend und fauchend durch die Luft, schlugen zu Hunderten an den verschiedensten Stellen des großen Bollwerks ein und hinterließen ein flammendes Inferno, in dem viele Silberklingen kläglich verbrannten. Dann wurden die Skorpione und Dreiböcke der Festung abgefeuert, die den Tod in die feindlichen Reihen bringen sollten.

Wie Joris erkannte, wurde auf dem östlichen Wall und an der Pforte bereits gekämpft. Eine Handvoll weiterer monströser Krieger hatte die Mauer erklommen und tötete unbarmherzig jeden, der ihnen im Wege stand. Als Joris Enders Ruf hörte, nahm er sich einen Pfeil, spannte ihn in den Bogen und schoss. Der Pfeil raste an Vale und Ender vorbei und zerbrach wirkungslos an der Rüstung des Feindes. So etwas hatte er nicht erwartet. All sein Mut brach im selben Moment, wie der Pfeil. Tränen der Verzweiflung liefen ihm die Wangen herab und mit einem Aufschrei der Angst, ließ er seinen Bogen fallen und setzte sich zitternd auf den Boden des Wehrgangs.

Vale tat es Ender gleich, umfasste fest den Griff seines Schwertes und stürmte auf den Hünen zu.

Kurz bevor Ender bei dem Krieger angekommen war, konzentrierte er sich, holte Schwung und schlug mit einer Abfolge tödlicher Schwerthiebe auf den Draconier ein. Doch dieser machte sich nicht einmal die Mühe, den wichtigen Schlägen auszuweichen oder sie gar mit seinem Schwert zu parieren. Das gehörnte Ungetüm packte Ender am Kopf und warf ihn mit übermenschlicher Kraft wie eine

Puppe gegen die Mauer des Wehrgangs. Sein Kopf zerplatzte an den Steinen wie eine reife Frucht und verteilte sich großflächig in alle Richtungen.

Vale schrie beim Anblick seines toten Freundes auf und warf sich gegen die stählerne Bestie, um sie aus dem Gleichgewicht zu bringen. Doch prallte er hart ab und fiel rücklings zu Boden, während sich der Krieger indes kaum bewegte. Noch bevor Vale wieder aufstehen oder sich zur Seite rollen konnte, raste das Breitschwert des Feindes herab und zerteilte ihn kurz unter dem Brustkorb in zwei Hälften. Es durchschnitt mühelos Stahl, Fleisch und Knochen. Mit blutig tropfender Klinge näherte sich der Draconier langsam dem Ordenskrieger der Silberklingen, der immer noch zusammengekauert auf dem Boden saß und den schrecklichen Tod seiner Kameraden mit ansehen musste.

Die schallenden Rufe der unbarmherzigen Schlacht nahmen zu, der Regen verwässerte das Blut seiner Freunde und färbte damit die Steine des Wehrgangs rot. »Bitte ... bitte nicht, ich will nicht sterben«, flehte er den fremden Krieger unter Tränen an, der finster und regungslos vor ihm stand. Der Hüne deutete wortlos mit seiner Klingenspitze auf Joris Schwert, welches noch in seinem Wehrgehänge steckte. »Nein, ich werde meine Klinge nicht ziehen, ich bitte Euch bei den Elohim, zeigt Gnade.«

Der Krieger lehnte seine Waffe gegen die Zinnenmauer und gab Joris mit seiner Hand ein Zeichen, sich zu erheben.

Sofort kam er zitternd dessen Aufforderung nach und stützte sich an der Mauer ab. »Ich danke Euch, ich ... ich werde Euer Gefangener sein und keine Gegenwehr leisten, bei den Elohim, das schwöre ich Euch.«

Der gehörnte Krieger packte Joris am Hals und hob ihn spielend leicht über die Brüstung des Wehrgangs.

Dieser zappelte mit den Beinen und rang nach Luft, doch konnte er nichts gegen den stählernen Griff des Draconier ausrichten. Unter ihm ging es vierzig Schritte in die Tiefe des Kardi janischen Grenzlandes.

Während der Hüne mit zischender dunkler Stimme sprach, stießen aus dem unteren Teil sowie dem v-förmigen Sehschlitz seines Helmes helle Flammenstöße empor. »Wenn du glaubst, dass deine Götter wirklich hier sind, so mögen sie dich retten, Silberklinge, dich und alle anderen.«

Er öffnete seine Hand und Joris fiel schreiend in die Tiefe, wo ihn jedoch keine göttliche Rettung erwartete.

Einundzwanzig Tage nach dem Kataklysmus, das Heilige Land Quilabr, nördliche Ausläufer des Finsterwaldes.

In welche Richtung Eloisius auch blickte, um ihn und seiner Tochter herum standen fast alle Bäume des uralten Finsterwaldes lichterloh in Flammen. Schwarze Rauchschwaden verdunkelten den Himmel über der kleinen Waldlichtung und ließen weder das nächtliche Mondlicht noch den Glanz der Sterne hindurch.

Die Tiere des Waldes nahmen panikartig Reißaus und flohen aus dem Schutz des Unterholzes, um dem tödlichen Inferno zu entgehen.

Der beißende Rauch nahm Clarity den Atem und verlangsamte ihr Vorankommen. Sie hustete stark während sie versuchte, ihren Vater weiterhin zu stützen, in dessen Bauch eine blutige Wunde klaffte. Den Griff ihres mit Runen gravierten Schwertes ließ sie dabei nicht los. Er klebte vom Blut der armolonischen Legionäre, genau wie ihre silberne Rüstung, die etliche Scharten und Treffer aufwies.

Sie nahm ihren blau-silbernen Umhang ab und legte ihn über Eloisius Schultern, der nur mit einer dünnen, blauen Robe bekleidet war. »Es kann nicht mehr weit zur Hütte sein, Vater. Dort können wir fürs Erste Schutz suchen, sollte der Wind sich nicht drehen«, hustete sie, mehr als dass sie sprach.

Eloisius presste seine rechte Hand auf die Stelle, wo ihn die purpurne Energie des feindlichen Zaubers getroffen hatte. Es sah nicht gut für ihn aus, das wusste er, und da er all seiner Magie beraubt war, konnte er nicht einmal einen simplen, heilenden Zauber weben, der seine Blutung gestoppt hätte. Auch die heilenden Steine hatte er bereits für die unzähligen verwundeten Paladine der Silberklingen aufgebraucht.

Clarity sah immer wieder in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Sie wollte sichergehen, dass ihnen keiner ihrer Feinde folgte.

Trotz des tobenden Flammensturms vernahm sie in der Ferne die letzten erbitterten Kampfgeräusche der verlore-

nen Schlacht. Sie hörte die Todesschreie ihrer Männer und die Kriegshörner, die den verbliebenen Streitern den Rückzug befahlen. Sie hörte, wie sich magische Energien aus dem Himmel entluden und jedwedem Leben in einem tödlichen Radius verbrannte. Sie hörte, wie Schwerter aufeinanderprallten und Schilde brachen. Und was sie zudem vernahm, war der kommende Untergang Kalatheas.

Die traurige Gewissheit darüber schmerzte sie so sehr, dass es ihr Tränen in die Augen trieb. Nun würde sich die Welt, die sie so liebte, für immer verändern. Ihre Freunde, die keine Menschen waren, mussten jetzt, da der Eiserne Glaube Einzug hielt, um ihr Leben bangen. Der Verrat, den sie erlitten hatten, war so niederträchtig, dass er seines Gleichen suchte.

Ja, und dann noch Viktor. Er hatte sie verlassen, er hatte sie hintergangen und ihr Herz gebrochen.

»Wo ist Chimära?«, fragte Eloisius mit brüchiger Stimme. Durch den hohen Blutverlust wurde seine Haut immer blasser und war kaum mehr von der Farbe seines Bartes oder den weißen, schulterlangen Haaren zu unterscheiden. Als der Rauch ihn zum Husten brachte, spuckte er zudem Blut.

»Halte durch, Vater, Chimära deckt mit den anderen Silberklingen unseren Rückzug und lockt die Draconier in eine falsche Richtung. Sobald wir bei der Hütte sind, rufe ich sie über den Kristall und dann wird sie dich nach Iliathan bringen.«

Eloisius nickte knapp, strich ihr schwarzes Haar zur Seite und berührte sanft ihr Gesicht. »Du bist eine gute Tochter, die beste, die ich mir hätte wünschen können. Ich weiß, dass deine Mutter aus dem Elysium zusieht und, wie ich, voller Stolz den Elohim dafür dankt, was aus dir geworden ist.«

Clarity bemerkte, wie Eloisius bei seinen Worten immer langsamer wurde und ab und an beim Gehen einknickte. Daher nahm sie all ihre Kraft zusammen, verstärkte ihren stützenden Griff und erhöhte die Geschwindigkeit. »Sprich nicht so, als ob du schon tot wärest. Du bist der sturste und zähste Magier, den ich kenne, und gehörst außerdem zum Rat der zwölf Morathi. Du wirst hier nicht sterben. Ich erlaube es dir nicht und in Kriegszeiten unterstehst du dem Befehl der Kommandantin der Silberklingen, und die bin

ich«, sagte Clarity in einem ernsten Ton, bevor der Rauch sie erneut zum Husten zwang.

Eloisius brachte lediglich ein gequältes Lächeln hervor. »Du hast sie auch gesehen, nicht wahr? Die Aschen, sie waren dort und kämpften auf der Seite unserer Feinde. Somit hat Zsilla ihr Wort gebrochen und uns alle verraten.«

»Ja, ich habe sie gesehen und ich sah auch, wie ihre Nebelpfeile unsere Männer trafen. Zudem muss den Armoloniern irgendjemand geholfen haben, den Kardimwall zu überwinden. Wir erhielten keine Nachricht von Brakna Silberpranke, dass der Wall gefallen ist, daher ahne ich Schlimmes, so wie du, Vater. Sobald du in Iliathan bist, solltest du dem Rat davon berichten.«

*

Nach einer Weile sahen Clarity und Eloisius durch den dichten Dunst die Umrisse der alten Jagdhütte. Sie war im Dunkeln der Nacht schwer zu erkennen, da der Schein des Feuers sie und die umliegenden Bäume zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht erreicht hatte.

Eloisius griff in seine Gürteltasche und holte einen apfelgroßen, bernsteinfarbenen Glühstein heraus, den er seiner Tochter entgegenhielt.

Clarity steckte bemüht ihr Schwert zurück in die Scheide, verlagerte den Stützgriff und nahm das magische Artefakt entgegen.

Es war keine eigene Magie von Nöten, um den Glühstein zu nutzen, und so legte sie ihn behutsam auf ihre Handfläche, drehte ihn dreimal nach rechts und schon erstrahlte er in einem hellen und warmen Licht. Clarity verringerte die Intensität, indem sie ihn wieder ein Stück nach links drehte. Als sie ihn dann losließ, schwebte er eigenständig über ihren Köpfen und folgte ihnen auf Schritt und Tritt.

Es waren zwanzig Jahre vergangen, seitdem sie das letzte Mal hier gewesen war. Damals, als kleines Mädchen von etwa sieben Jahren, jagte sie gemeinsam mit ihrem Vater das Rotwild des Finsterwaldes. Es waren gute und friedvolle Zeiten gewesen und sie dachte gerne daran zurück.

Die Hütte schien unbewohnt. Die Fenster waren zum Teil zerbrochen, und auch so machte sie keinen stabilen

Eindruck. Etliche Schindeln lagen auf dem Boden und in der Mitte des Dachs klaffte ein großes Loch.

Dort angekommen, setzte Clarity Eloisius behutsam auf einen Holzschemel, den sie vor der Hütte gefunden hatte, und überprüfte mit einem Stoß, ob die Tür sich öffnen ließ. Knarrend schwang sie langsam nach innen und auf den ersten Blick erschien es Clarity sicher.

Die Hütte bestand lediglich aus einem Raum, alte hölzerne Bänke und Tische lagen umgestürzt auf der Seite und auch die restliche Einrichtung war kreuz und quer auf dem Boden verteilt. Alte Woldecken hingen an Haken an der Wand und in einer Ecke lag ein Haufen aus zerbrochenen Tonscherben. Einzig der steinerne Kamin sah aus, als könnte er seinen Dienst noch verrichten. Es roch alt und modrig, aber es war besser als der beißende Rauch des nahenden Feuers.

»Komm Vater, wir haben es gleich geschafft«, sagte sie und half Eloisius auf die Beine. Sie betraten beide vorsichtig die Hütte, in der ihnen der schwebende Glühstein das nötige Licht spendete.

Clarity stellte den Tisch wieder auf die Beine und half Eloisius, der unter großen Schmerzen litt, sich darauf zu legen. Danach schloss sie umgehend die Tür und verriegelte sie von innen.

Behutsam nahm sie seine Hand von der magischen Verletzung, um diese gründlich begutachten zu können. Der Blutschwall nahm zu, denn die annähernd faustgroße Wunde reichte tief. Mittlerweile hatten sich etliche Schweißperlen auf Eloisius Stirn gebildet und er wirkte zunehmend fiebrig.

»Wir müssen die Blutung stoppen, sonst wird es nicht einmal Chimära schaffen, dich lebend nach Iliathan zu bringen«, meinte Clarity besorgt.

Jedwede Bewegung schmerzte den Morathi und es war nur eine Frage der Zeit, bis er das Bewusstsein verlieren würde. Er riss seine dunkelblaue Robe auf und legte seine Verletzung damit frei. Dann griff er in eine seiner vielen Gürteltaschen, holte den grünen Kommunikationskristall Chimäras und eine kleine, robuste Phiole heraus und legte beides seiner Tochter in die Hand.

»Schütte die Essenz der Feuerblume direkt auf die Wunde, gib dabei acht, dass deine Haut nicht damit in Berührung kommt. Sobald sich die Essenz entzündet, lass die Wunde ausbrennen. Danach rufst du Chimära, sie soll uns beide in Sicherheit bringen. Versprich es mir!«, forderte er und hielt sich bereits, den brennenden Schmerz erwartend, mit beiden Händen an den Tischkanten fest.

»Ja Vater, ich ...« Ein leichtes Surren durchschnitt die Luft und ein pechschwarzer Pfeil mit nebliger Silhouette durchschlug Claritys Brustpanzer und bohrte sich einmal durch sie hindurch. Getroffen taumelte sie ein paar Schritte zurück und ließ dabei die beiden Gegenstände zu Boden fallen. Als die gläserne Phiole klirrend zerbrach, entzündete sich sofort die Feuerblumenessenz und breitete sich fließend in der kleinen Hütte aus.

Augenblicklich flog ein zweiter Nebelpfeil durch das zerbrochene Fensterglas heran. Überraschend änderte er im Flug seine Form, wurde zu einem spitzen, hufeisenförmigen Geschoss und pinnte sie am Hals gegen die hölzerne Wand der Hütte. Regungslos und ohne Bewusstsein blieb sie dort eingesunken stehen.

Eloisius schrie auf und rollte sich halb besinnungslos vom Tisch. Als er hart auf dem Boden aufschlug, entging er nur knapp den auflodernden Flammen. Er kroch auf allen vieren, so schnell es ihm gelang, in Claritys Richtung. »Oh nein, bitte ihr Elohim, helft mir, lasst sie nicht sterben!«, flehte er und bekam den grünen Kommunikationskristall zu fassen. Er konzentrierte sich und sprach in Gedanken. *Chimära, hilf uns, wir werden angegriffen und Clarity ist verletzt.*

Von Eloisius bisher unbemerkt, waberte ein schwarzer, dichter Nebel durch eines der zerbrochenen Fenster. Kurz hinter dem alten Magier manifestierte sich aus dem Zentrum des Nebels ein Krieger mit aschfahler Haut und Haaren, die ihm glatt bis über seine Schultern hingen. Seine schwarze, metallene Rüstung war mit unzähligen, seltsamen Zeichen graviert und der Rest des Nebels legte sich in Form eines lebendig wirkenden Umhangs um ihn. Seine Augen glühten wie das ausgespiene Magma eines Vulkans, und in seiner rechten Hand, die ebenso von einem schwarzen, spitzen Plattenhandschuh geschützt wurde, bildete sich eine dunkle, nebelhafte Klinge.

»Es ist getan, alter Mann. Die magischen Ströme wurden mit Blut und Stahl versiegelt und Ihr habt hier keine Macht mehr. Die Zeit der Neuordnung steht unmittelbar bevor«, sprach der Asche finster.

Eloisius drehte sich erschrocken zu ihm. Er erkannte ihn sofort. So sehr es ihn auch danach verlangte, er konnte ohne seine Kräfte und so schwer verwundet nichts gegen den Eindringling ausrichten. Besorgt sah er zu seiner Tochter, was dem Aschen auffiel.

»Noch lebt sie, aber sie steht bereits auf der Schwelle ins Elysium. Was Euch betrifft, alter Mann, ich denke, ich werde Euch einfach in dieser elenden Behausung verbrennen lassen. Aber von der Lebenskraft Eurer Tochter werde ich mich nähren, bis sie zu Staub zerfällt.« Ein bösesartiges Lächeln bildete sich auf seinen Lippen und seelenruhig ging er auf Clarity zu.

»Bitte ... Alwaran, so ist doch Euer Name, oder? Ihr seid Zsillas Bruder, wir trafen uns einmal in Iliathan, im Turm der Zwölf, ich bitte Euch, verschont das Leben meiner Tochter«, stammelte Eloisius demütig und faltete flehend die Hände.

Das Feuer hatte mittlerweile den Dachstuhl der Hütte in Brand gesetzt. Die alten Balken ächzten und knarrten. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis das gesamte Gebäude in sich zusammenfiel. Zudem wurde die Hitze zunehmend unerträglicher.

Alwaran blieb vor Clarity stehen und sah zu Eloisius. »Ja, dort sind wir uns begegnet und schon damals hasste ich Euren, ach so elitären Orden. Eure Tochter gehört zu den Rittern der Silberklingen, schwach und bedeutungslos. Sie wird nicht leiden, das verspreche ich Euch.«

In diesem Moment flog die Tür der Hütte aus ihren Angeln und verfehlte den überraschten Krieger nur um Haaresbreite. Die blanke, silberne Oberfläche Chimäras reflektierte den lodernden Schein der Flammen. Ihre metallenen Augen zuckten schnell durch den Raum und versuchten, die gegenwärtige Situation einzuschätzen.

Sie war Eloisius größte Schöpfung. Als Meister der Allomanthie war es ihm gegeben, Stahl mit der puren Kraft seiner Gedanken zu formen. Nach jahrzehntelanger Arbeit und hunderten, gescheiterten Experimenten war es ihm

gelingen, Chimära aus einem besonderen Stahl zu konstruieren und sie mithilfe des Arkaniums und ausgeklügelter Kristallkonstruktionen zum Leben zu erwecken.

Aber sie war mehr als nur ein stählerner Golem. Ihrer Erscheinung nach ähnelte sie einer jungen Frau, jedoch war ihr Äußeres das eines maschinellen Konstrukts. Sie hatte keine Haare und dünne, türkisene Adern leuchteten unter ihrer silbernen, hautähnlichen Oberfläche. Ihre Augen und ihre Mimik wirkten fast menschlich und spiegelten die Sorge um ihren Schöpfer wieder. Eloisius hatte es geschafft, ihr ein eigenständiges und selbstlernendes Bewusstsein zu geben. Sie war für ihn wie eine zweite Tochter, und doch hatte er sie für einen speziellen Zweck erschaffen.

Mit schier übermenschlicher Schnelligkeit hastete sie zu dem Aschen, packte ihn am Kragen seiner Rüstung und katapultierte ihn spielend leicht durch das brennende Dach der Hütte. Sein Körper durchbrach funkenstiebend etliche Balken und Dachschindeln, bevor er sich beim Austritt zurück in einen dichten Nebel verwandelte.

Danach fuhr aus Chimäras linken Unterarm eine stählerne, leuchtende Klinge. Sie hielt Clarity mit der anderen Hand fest und durchschnitt zielgenau das Nebelband des Aschen, welches sie an der Wand festhielt. Der schwarze Pfeil steckte immer noch in ihrer Brust. Chimära ließ sie vorsichtig in ihre Arme gleiten, um sie zu tragen. »Es kommen noch mehr Aschen«, sagte sie mit monotoner, metallener Stimme und sah aus dem Fenster.

Kaum, dass sie ihre Worte ausgesprochen hatte, surrten weitere Geschosse heran. Einer traf sie dabei am Kopf, prallte aber wirkungslos an ihrer äußeren Legierung ab. »Hör mir jetzt gut zu, mein Kind, bring Clarity nach Iliathan. Sollte sie nicht überleben, weißt du, was zu tun ist, ich habe dir alles gezeigt. Geh nun!«

Sie starrte ihn verwirrt an. »Eloisius, kommt Ihr nicht mit? Chimära lässt Eloisius nicht zurück.«

Er atmete schwer und schlug mit der Hand auf den Boden. »Du kannst uns nicht beide retten, daher befehle ich dir ... Geh!«, schrie er ihr verzweifelt entgegen.

Sie tat, was Eloisius ihr befohlen hatte, wick den folgenden Nebelpfeilen aus und bevor die Hütte brennend in

sich zusammenstürzte, hörte sie noch immer die Gedanken ihres Meisters über den Kommunikationskristall.

Oh, Ihr Elohim, ich bitte Euch, erhört mein Flehen. Wir stehen am Abgrund und unser geliebtes Kalathea in Flammen. Helft uns ... Lasst Euren Ruf erklingen und es all jene vernehmen, die bestimmt sind, uns zu retten.

Dann kehrte Stille ein und mit Clarity in ihren Armen, rannte Chimära, so schnell sie konnte davon.

Kapitel 1 | Gossenkind



** Zu einer anderen Zeit, in einer anderen Welt. **

*Dorf Halmark, kelsonisches Hinterland,
im Winter des Jahres 613 nach König Leodan.*

» **H**alt ... stehen bleiben, du dreckiger Dieb!«, rief einer der drei beliebten Männer Rif wütend hinterher, der im selben Moment sein Bestes gab, um seinen Verfolgern in den engen und schneebedeckten Gassen von Halmark zu entkommen.

Die Männer trugen allesamt rote Westen über ihren dicken Wollmänteln, welche sie als örtliche Dorfwachen auswiesen. In ihren Händen schwingen sie bedrohliche, hölzerne Knüppel. Die beiden Älteren mussten entweder Brüder sein oder ihre Eltern waren miteinander verwandt, was Rif nicht sonderlich gewundert hätte. Mit hoher Stirn und großen, glubschigen Kuhaugen wurden sie jedem Klischee und Gerücht über Hinterländler nur allzu gerecht. Dazu kamen die ungepflegten, braunen Backenbärte und nicht zu vergessen, die recht übersichtliche Anzahl Haare auf ihren Köpfen. Sie keuchten, schnauften und versuchten, mit ihm Schritt zu halten, doch Rif schien geschickt darin, jede Hürde mit Bravour zu meistern.

Die Straßen von Halmark waren zu dieser frühen Stunde wie leer gefegt, was dem vermeintlichen Dieb bei seiner Flucht zum Vorteil war. Da sich keine selbst ernannten Helden zeigten, die ihn durch alarmierende Rufe aufhalten konnten, sprang er leichtfüßig über eine Reihe von Kisten und Fässern, die ihm im Weg standen, änderte abrupt die Richtung oder schlug Haken wie ein wildes Karnickel.

Die drei Männer ließen sich trotz ihrer Körperfülle nicht so leicht abschütteln, wie er es sich anfangs erhofft hatte,

und so ging die Jagd weiter, vorbei an Viehstallungen, Getreidesilos und verrammelten Marktständen.

Im Hinterhof der örtlichen Schneiderei hatten sie es beinahe geschafft, ihn in eine Ecke zu treiben. Nur knapp entkam er den brachialen Hieben ihrer Stöcke, indem er sich entweder zur Seite rollte oder geschickt unter den Schlägen abtauchte. Die Männer schäumten vor Wut, schnappten nach Luft und der Schweiß rann ihnen aus allen Poren, doch eine nötige Verschnaufpause gönnte er den Dreien nicht. Rif war in erstklassiger Form und es war in seiner Vergangenheit nicht selten vorgekommen, dass er sich der Gerichtsbarkeit auf diese Weise entziehen konnte, und so rannte er ohne Unterlass weiter.

Nach einer Weile sah er endlich eine finale Möglichkeit zu entkommen. Er entdeckte in einer Gasse, inmitten zwei großer Häuser, eine löchrige Trennmauer, die hoch genug war, um mit einem gewagten Sprung auf eines der Dächer zu gelangen. Aber zuerst musste er zwischen sich und seinen Verfolgern noch mehr Abstand bringen.

Egal, wer den Transportkarren mit Winteräpfeln dort stehen gelassen hatte, für Rif war es ein Segen und er würde denjenigen heute Nacht in seine nicht geführten Gebete einschließen. Im Handumdrehen öffnete er den Verschlussriegel und hunderte zart-rote und matschige Äpfel verteilten sich auf der Hauptstraße von Halmark. Der gefrorene Untergrund erledigte dann den Rest. Die beiden Inzest-Brüder gerieten sofort ins Straucheln, rutschten aus und stürzten hart zu Boden.

Nicht aber der Dritte und Jüngste von ihnen. Er schlug einen großen Bogen und jagte Rif weiter hinterher. Er trug eine viel zu kleine Wollmütze und sein Gesicht erinnerte Rif an ein Schwein. Das lag wahrscheinlich an seiner deformierten Nase, deren Löcher eindeutig zu groß waren.

Wenn er erst einmal auf dem Dach angekommen wäre, würden ihm die drei nicht mehr so schnell folgen können. Er hätte Zeit, sich in Ruhe über die Nachbardächer aus dem Staub zu machen und sich zu verstecken. Zumindest so lange, bis die Luft rein war.

Bevor ihn die Schweinsnase erreichte, kletterte er die Mauer nach oben und mit ein paar entfleuchten Angsttröpfchen in seiner Hose, sprang er an die hölzerne Regenrinne

einer Dachkante. *Ich bin einfach der Beste*, dachte er sich, als seine Hände festen Halt spürten.

Genau in dem Moment, als er sich an der Dachschräge hochziehen wollte, tat es ihm Schweinsnase gleich. Er schleuderte seinen Knüppel zur Seite, kletterte hastig die Mauer hinauf und warf sich Rif mit einem gewaltigen Hechtsprung entgegen. Im freien Fall bekam er sein rechtes Bein zu packen, klammerte sich daran fest und hing an ihm, wie eine reife, dicke Traube.

Rifs Finger krallten sich in die vereisten Fugen der Dachziegel und versuchten, das zusätzliche Gewicht zu halten. »Du dämlicher Trottel, lass los, sonst fallen wir beide«, schnaufte er und merkte bereits, wie seine Kräfte nachließen. Seine Muskeln brannten wie Feuer und sein Gegner machte keinerlei Anstalten, die Situation merklich zu verbessern.

»Nein,... ich ... ich lasse nicht los, du entkommst mir nicht!«, rief ihm Schweinsnase ängstlich entgegen und fing an, wie wild zu zappeln, als er bemerkte, wie tief sie fallen würden.

Die beiden anderen Männer standen derweil, mit einer gehörigen Menge Apfelmus verschmiert, direkt unter ihnen und schleuderten ihm wilde Verwünschungen entgegen.

Es wäre für jeden Beobachter ein skurriler Anblick gewesen, wenn er und Schweinsnase dort, im warmen Licht des Sonnenaufgangs, wie zwei Sack Kartoffeln, aus etwa sieben Schritte Höhe auf den Boden aufschlagen würden.

Aber so weit wollte es Rif nicht kommen lassen. Mit letzter Kraft trat er seinem unfreiwilligen Anhängsel mehrfach mit dem Stiefel ins Gesicht, bis jener benommen losließ und schreiend zu Boden fiel. *Hoffentlich überlebt unsere hässliche Schweinsnase das*. Rif hatte nämlich kein Interesse daran, zu seinem jetzigen Vergehen zusätzlich einen Mord angelastet zu bekommen. Er konnte bei diesem Gedanken schon deutlich die Henkersschlinge spüren, die sich sauber und ordentlich geknüpft um seinen Hals legen würde.

Er schluckte kurz, und ohne einen weiteren Blick nach unten zu wagen, zog er sich Stück für Stück hinauf, schwang ein Bein über die Kante und hievte seinen ganzen Körper auf das Dach. Ohne zu zögern, ging er mit bedachten Schritten voran.

Die Dächer des Dorfes waren zwar schneebedeckt und vereist, aber dennoch flach genug, um vorsichtig auf ihnen laufen zu können. Eilig hüpfte er über mehrere, kleine Spalten von einem Gebäude zum anderen, bis er am Ende eines großen Flachdachs angekommen war. Jetzt trennten ihn nur ein gassengroßer Sprung und etwas Glück, um endlich untertauchen zu können.

Rif zögerte nicht, nahm ein wenig Anlauf und ... fiel wie ein strampelnder Vogel in die Tiefe. Unter seinem Fuß hatte sich beim Absprung ein Ziegel gelöst und ihm so jeglichen Schwung genommen. Er fiel etwa vier Schritte, bis ihn die hölzerne und splitternde Schrägmarkise einer öffentlichen Backstube abbremste. Er landete seitlich und mit gehörigem Krachen darauf, rollte über den Rand und fiel drei weitere Schritte auf das grobe Kopfsteinpflaster der Seitengasse. Dort lag er nun, kurz vor der Besinnungslosigkeit und wie ein Fisch nach Luft schnappend. Seine Rippen taten ihm weh, doch schienen sie nach eigener Einschätzung nicht gebrochen.

Trotz der Schmerzen und dem einsetzenden Schwindel sah sich Rif sofort in der Gasse nach seinen Verfolgern um. Aber das Einzige, was er halb verschwommen erkannte, war ein betrunkenener, älterer Mann, der sich mit einer Hand an eine Hausmauer lehnte und sich lauthals übergab. Er musste erst vor Kurzem aus einer Taverne, im wahrsten Sinne, gestolpert sein. Seine schlichte Bauernkleidung war starr vor Dreck, und eine Hälfte seines Gesichts sowie sein grauer Rauschebart und Teile seiner Halbglatze waren mit frischem Matsch verschmiert.

Nach mehreren Ladungen stinkender Kotzbrühe wischte er sich mit seinem Ärmel den Mund ab und sah Rif mit einem leeren Gesichtsausdruck an. »Na ... Jüngelchen, da bist du aber nur knapp dem alten Gevatter Tod entgangen, was«, lallte er und schwankte weiter in die entgegengesetzte Richtung. Ohne auf eine Antwort zu warten, fügte er lautstark hinzu. »Mir ist das auch schon mal passiert, damals, als ich nackt auf der alten Hilde gelegen habe und ihr Mann urplötzlich nach Hause kam.« Er lachte auf und wankte dann hicksend um die nächste Ecke davon.

Rif musste bei den Worten des Alten ein wenig lächeln. Der Schwindel legte sich langsam und, mit einer Hand an

den Rippen, versuchte er vorsichtig aufzustehen. Seine Beine zitterten wie Espenlaub und verwehrten ihm dabei den Dienst, aber es gelang ihm immerhin, sich aufrecht hinzuknien. Ehrfürchtig sah er in den Himmel. »Oh, Leotasiel der Gnädige, Vater aller Dinge, hab Dank für diese schmerzvolle, aber glückliche Rettung deines bescheidenen Dieners, ich werde auch wieder anfangen, regelmäßig zu beten«, säuselte er in einem heuchlerischen Singsang.

Ob es an dem nicht ernst gemeinten Versprechen lag oder einfach daran, dass er heute kein wirkliches Glück zu haben schien, hörte er zuerst das Getrappel von Stiefeln und dann abermals die von Alkohol erfüllte Stimme des alten Säufers. »Hee ... Jüngelchen, ich habe da mal Hilfe gerufen.«

Bevor der Dieb mit Flucht angemessen reagieren konnte, standen die zwei Inzest-Brüder bereits vor ihm, drehten Rif beide Arme auf den Rücken und hielten ihn fest. »Haben wir dich endlich, du kleines, flinkes Wiesel«, lispelte einer der Beiden. Währenddessen kam Schweinsnase mit blutigem Gesicht und wütender Miene auf Rif zu gehinkt.

Der Bursche hält wirklich etwas aus, andere hätten sich bei diesem Sturz alle Knochen gebrochen.

Der alte Säufer winkte Rif freundlich zu und rief: »Gern geschehen!« Die Lage völlig fehlgedeutet, stimmte er ein Liedchen an und verabschiedete sich fröhlich vom Ort der Schande.

Rif wusste, wann man sich ergeben musste, und so machte er keine weiteren Anstalten zu fliehen. Als Schweinsnase letztlich bei ihnen angekommen war, sah einer der Wachen schadenfroh auf Rif herab, der wie ein Häufchen Elend vor ihnen kniete, und streichelte dabei liebevoll seinen Schlagstock. »Unser Freund Bolgar hier, hat eine kleine Rechnung mit dir offen, bevor wir dich zu Hahnbüttel und dem Steuereintreiber bringen.«

Rif ignorierte den lispelten Wachmann, sah aber im selben Moment zur geschundenen Schweinsnase hinauf. »Dein Name ist wirklich Bolgar? Ich muss zugeben, dass ein so hässlicher Bengel wie du ...«

Bolgar ließ ihn nicht aussprechen und schlug ihm voller Inbrunst seinen Knüppel mehrfach auf den Kopf, bis es Rif schwarz vor Augen wurde und er in die Ohnmacht glitt.

*

Es hätte ein so schöner Tag werden können, doch diesmal war das Glück mit den Dummen. Oder eher gesagt mit dem knochigen Steuereintreiber Ignazius Habel, Großbauer Orbart Hahnbüttel, dem fetten und kahlköpfigen Bürgermeister von Halmark und seinem Schlägertrupp, die sich selbst als „die Dorfwache“ bezeichneten.

Noch vor einigen Augenblicken hatten Rifs Hände lustvoll an den wohlgeformten Kurven der Schankmaid Hala herumgespielt, einer drittklassischen Schönheit mit roten Haaren und offensichtlich keinem gut ausgeprägten Geschäftssinn, da sie von ihm nicht einmal dafür bezahlt werden wollte. Aber Rif war es recht gewesen, denn er wusste durchaus, wie er seine hart verdienten Münzen anderweitig ausgeben konnte. So hatte er fleißig über den Durst getrunken, um hohe Einsätze mit den Einheimischen gewürfelt, sich unter dem Tisch erbrochen und grölend in ein jedes Lied eingestimmt, welches lauthals von den Gästen der Taverne Zum Goldfuchs gesungen worden war.

Ja, es hätte ein so schöner Tag werden können. Bis die Tavernentür aufgefliegen und der parfümierte und Perücken tragende Steuereintreiber Ignazius Habel und unsere drei lieblichen Dorfwachen in der Tür gestanden waren. Natürlich hatte Habel ihn sofort erkannt und mit seinem knochigen Zeigefinger auf Rif gedeutet, der gerade dabei gewesen war, die geheimen Regionen unter Halas Rock zu erkunden. Mit heiserer Stimme hatte Habel gerufen: »Dort ist der Schurke, verhaftet ihn und bringt mir meine Amtskette zurück!«

Und so hatte Rifs schicksalhafter Tag begonnen. Dabei war sein Plan gut, nein, er war sogar sehr gut, nein, auch dies traf nicht zu ... er war meisterlich erdacht gewesen.

*

Rif stammte nicht aus den Hinterlanden des kelsonischen Königreichs, wusste aber, dass es hier für einen gewitzten „Geschäftsmann“ seines Formats einiges zu holen gab, wenn man es nur schlau anstellte.

Er war ein typischer Einzelgänger und als Bastard einer Hure im Hafenviertel der königlichen Hauptstadt Malangor geboren. Seine Mutter hatte ihm den bürgerlichen Vornamen Rifferton gegeben, aber alle Welt nannte ihn schlicht Rif. Sein Nachname Laze sollte zudem alles sein, was er einmal von seiner Mutter erben würde.

Wer sein Vater war, wusste er nicht, genauso wenig wie seine Mutter, die bei über einem Dutzend Freiern am Tag und einer gehörigen Menge Portwein den Überblick verloren hatte.

Einst war sie wohl eine wahre Schönheit gewesen, doch hatten ihre Freier und der nagende Zahn der Zeit seine Spuren hinterlassen. Gleichwohl war sie gut in dem gewesen, was sie tat, und ihre zufriedenen Kunden hatten an manchen Abenden sogar Schlange gestanden, um sie besteigen zu dürfen. Sie hatte wundervolle, dunkelbraune Haare und strahlend blaue Augen. Mit einem einzigen Augenaufschlag und dem verführerischsten Lächeln, welches man sich vorstellen konnte, war ihr jeder Mann unmittelbar verfallen gewesen. Einige Gläser Schnaps und Bier später, waren ihre Freier dann so weit, die Geldbörsen bereitwillig für sie zu öffnen.

Wie man sich denken kann, hatte seine Mutter nur selten Zeit, sich um Rif, eine ordentliche Erziehung oder gar eine sättigende Mahlzeit zu kümmern. Daher war es an ihm gewesen, sich schon in jungen Jahren in den unbarmherzigen Straßen der Stadt zu behaupten. Dort hatte er schnell gelernt, wie man mit geschickten Fingern die Taschen der Wohlhabenden leerte oder wie man mit wenig Aufwand zu einem guten Beutelschneider wurde. Man hatte ihm gezeigt, wie Gaunerzinken an lukrativen Häusern zu deuten waren und gleichzeitig, wie man deren verschlossene Türen öffnete oder mit einem Eisenhaken die zugehörigen Dachfenster. Er hatte gelernt, wie man im Trubel der Masse untertauchte und wie er dem scharfen Blick des Gesetzes entging. Darüber hinaus gab es noch einen unübertrefflichen Vorteil ... er lernte sehr schnell.

Rif war ein Gossenkind, wie hundert Andere in den Slums der großen Stadt, doch hatte er das Glück, mit einem scharfen Verstand und einer dazu gehörigen Portion Mut gesegnet zu sein.

Leider sollte er die Erfahrung machen, dass reiner Gehirnschmalz nicht an jeder Stelle half. Schlägereien mit anderen Gossenkindern oder den Greifern, wie er die grün uniformierten Ordnungshüter nannte, gehörten zur Tagesordnung. Blaue Augen, gebrochene Knochen und die eine oder andere Stichwunde waren der Tribut, den er nur allzu oft bezahlen musste. Er hasste Waffen aller Art und vermied es bis heute tunlichst, von ihnen Gebrauch zu machen. Es war eine recht einfache Regel: *Benutze ein Messer und du stirbst durch ein Messer*. Dieser Weisheit hatte er sich bislang erfolgreich verschworen und nur in höchster Not griff er zu verteidigenden Hilfsmittel in Form einer Mistgabel oder einem abgebrochenen Stuhlbein.

Damals hatte er keine wirklichen Freunde, sondern eher Kontakte in jegliche Bereiche der Gaunerei.

Er lernte von jedem, der ihm etwas Nützliches beibringen konnte, und auch das Hurenhaus, in dem seine Mutter ihre Schenkel spreizte, war eine wichtige Schule, die er täglich besuchte. Zur Zappelnden Forelle war der Name der heruntergekommenen Hafenschenke.

Sie gehörte einem alten, grauen Seebären namens Gunnar, der es leid war, zur See zu fahren und sich nun lieber den Freuden der Landratten hingab, wie er alle Nicht-seefahrer nannte. Er war ein Säufer, der seines Gleichen suchte und obwohl ihm die Zappelnde Forelle gehörte, hatte insgeheim Rifs Mutter das Sagen. Zumindest kümmerte er sich um die unliebsame Kundschaft oder jene, die nicht bereitwillig zahlen wollten. »Dem Möwepiss mach ich en Knoten in dat Tau, wenn der nich de Münzen springen lässt«, pflegte er stets zu sagen, wenn es Schwierigkeiten gab. Die Forelle war ein beliebtes Ziel der Händler und Matrosen, die im Hafen der Stadt ankerten. Aber genauso waren die braven Bürger der Hauptstadt, egal ob arm oder reich, dort anzutreffen. Der Name sprach Bände sowie der widerwärtige Geruch in den Zimmern über dem großen Schankraum. Dennoch war sie nicht schlecht besucht, was entweder am guten Bier lag oder an den Liebesdiensten der fleißig arbeitenden Frauen.

Im Hurenhaus übernahm Rif öfters kleinere Arbeiten oder Gefälligkeiten. Die leichten Damen des horizontalen Gewerbes mochten ihn und beauftragten ihn hin und

wieder mit Einkäufen auf dem Stadtmarkt oder Botengängen zum örtlichen Medikus, der ihnen entweder Medizin für die buntesten Geschlechtskrankheiten verschrieb oder aber einen Trank gegen künftige, kleine Bastarde, der, wie in seinem Fall, nicht immer Wirkung zeigte.

Wenn er einmal nichts zu tun hatte, unterhielt er sich gerne mit den Handelsleuten und Seefahrern. Sie erzählten ihm abenteuerliche Geschichten über ferne Länder, deren Sitten und Gebräuche, aber auch so manches Seemannsgarn über polternde Geister oder verschwundene Menschen, die vom Sternenlicht entführt und zu anderen Welten gebracht wurden, in denen es Kobolde und Feen gab. Sie sprachen davon, dass ein Onkel mütterlicherseits von dessen Nachbarn erzählt bekommen hatte, dass die Verschwundenen und alle, die in der Nähe waren, zuvor ein merkwürdiges Lied hörten. Es wurde von Stimmen gesungen, die so rein und klar waren, dass es sich dabei nur um Elfen handeln konnte. Rif amüsierte sich meist über diese Art Geschichten. Er war weder abergläubig, noch hatte er Angst vor Kobolden oder Elfen.

Fast alle Seemänner und selbst ernannten Geschichten-erzähler lachten mit ihm, aber es gab auch jene, die dem Ganzen ernsthaft Glauben schenkten und stur darauf beharrten, dass in diesen Erzählungen ein Funke Wahrheit stecken musste.

Wie auch immer, er hatte nicht vor, von einer singenden Sternelfe in eine andere Welt entführt zu werden, und daher schenkte er diesen Geschichten keine große Aufmerksamkeit.

An manchen Tagen aber vor allem an den Wochenenden, sobald die Seeleute ihren Sold erhielten, waren viele von ihnen in Geberlaune. Sie schenkten ihm hin und wieder fremde und köstliche Süßigkeiten oder steckten ihm sogar die eine oder andere Münze zu. Er war froh über diese kleinen Geschenke, denn in der Forelle war ihm das Stehlen verboten. Seine Mutter wollte nicht, dass sie Schwierigkeiten mit den Greifern bekam und so blieb jeder Beutel in seiner Tasche und jeder schmucke Ring am Finger.

Ein paar der ältesten Stammkunden brachten ihm sogar das Lesen und Schreiben bei, wofür Rif ihnen äußerst dankbar war.

»Wissen ist gut und von Nöten, aber vieles zu wissen entscheidet, ob wir am Ende arm oder reich sind. Alles zu wissen obliegt aber nur dem Vater selbst«, pflegte der alte Morli stets zu sagen, während er Rif die Welt erklärte. Er war der zweite Hafenteiler und sorgte dafür, dass alle Schiffe ordentlich vor Anker lagen und zügig ihre Handelswaren löschen konnten. Morli war ein wahres Urgestein. Er musste damals bestimmt schon achtzig Jahre alt gewesen sein, was für seinesgleichen beachtlich war. Er trug stets einen Dreispitz-Hut, unter dem ihm seine weißen Haare, fett und schwer, bis auf die Schultern seines Mantels fielen. Seine braune Haut war wettergegerbt und wirkte fast ledrig. Rif wusste nicht viel über ihn, nur das, was seine Mutter ihm einmal erzählt hatte. Er habe vor ein paar Jahren zwei Söhne und eine Frau an die Pockenkrankheit verloren und seitdem alleine im Hafenteilerhaus gelebt. Er hatte ein großes Herz und war einer der wenigen Männer, die auf keine Gegenleistung hofften, wenn sie ihm etwas beibrachten.

Bei den anderen war sich Rif durchaus bewusst, dass Wissen seinen Wert hatte. Als Gegenleistung verschaffte er ihnen einen Sonderpreis für guten Wein oder einen angemessenen Nachlass bei allen Liebesspielen der Hausdamen.

Aber am liebsten beobachtete er die Reichen und Mächtigen aus Malangor. Ihr feines Gehabe, die edle Kleidung, ihre geschwollene Aussprache und die vielen kleinen Gesten der Überheblichkeit zogen ihn magisch in ihren Bann. Er fing an, ihr Verhalten und ihre Redeweise zu imitieren und im Laufe der Jahre zu perfektionieren.

Zur Belustigung der Gäste mimte er an manchen Abenden gerne vor vollem Publikum Graf Butterfass von Hodenberg oder zitierte, deutlich übertrieben, eine selbstgedachte Ode an ihre königliche Hohlheit Kunibald des Zweiten und seiner schielenden Königin Marilla. Mit seinen Aufführungen erzielte er stets tobenden Applaus, denn die Kluft zwischen Armen und Reichen war, wie überall in Kelonien, unüberwindbar groß.

Das Einzige, was er nicht mochte, waren die weißen, gepuderten Perücken der aristokratischen Gesellschaft. Sie juckten auf dem Kopf und stanken stets nach bittersüßem, weibischem Parfüm. Ebenso verstand er nicht, wofür man

ein zusätzliches paar Haare brauchte. Ein netter Hut tat es doch auch.

Zu diesem Zeitpunkt konnte Rif noch nicht erahnen, wie nützlich ihm diese Gabe bei der Ausübung seiner Tätigkeiten sein würde. Andere Personen von hohem Stand in Perfektion nachahmen zu können, öffneten ihm, als jungen Mann von etwa siebzehn Jahren, Türen und Tore, deren Schlösser er nicht einmal mühsam knacken musste. Wenn die Reichen und Schönen in Saus und Braus ihre Feste und Bankette feierten, kam es nicht selten vor, dass er sich als livrierter Diener, Sohn eines reichen Händlers oder sogar als entfernter Neffe eines Adligen ausgab.

Er war in seinen Rollen und in seinen feinen Gewandungen, die er ebenfalls gestohlen hatte, so gut wie unsichtbar für die hochtrabende Gesellschaft. Selbst wenn einem Hausherrn seine Anwesenheit suspekt vorkam, hinderte ihn doch die höfische Etikette daran, Rif direkt zu verdächtigen oder ihn gar zu fragen, was er denn genau hier täte. Ein charmantes Lächeln, eine gekonnte Verbeugung mit Kratzfuß und genügend Mottenpulver in der Perücke zerschlugen dann auch die letzten Zweifel, nicht zu einem solch elitären Kreise zu gehören.

Ja, man konnte behaupten, dass die harte Arbeit ihre Vorzüge mit sich brachte. Vor allem die Vorzüge der gepuderten Damen aus gutem Haus. Ihm war das Liebespiel nicht fremd. Als er langsam zum Manne reifte, mochten ihn die leichten Hafendamen nicht nur, nein ... sie beehrten ihn förmlich und manchmal sogar mehrmals in einer Nacht. An dieser Stelle soll gesagt sein, dass er nie beabsichtigte, das eine oder andere Herz zu brechen. Gerade aber die Damen aus gutem Haus waren es, die erst durch verführerische Gedichte, übertriebene Schmeicheleien und romantische Liebeszugeständnisse, ihre Kleider und den dazugehörigen Schmuck bereitwillig ablegten. Im Anschluss war es ein Leichtes, all die Perlenketten und silbernen Ohringe vom Nachttisch zu entwenden, während die Liebesgespielfrauen noch friedlich schliefen.

Rif hatte sich in der königlichen Hauptstadt einen Namen gemacht. Sogar Steckbriefe wurden in jedem Viertel verteilt und große Aushänge an öffentlichen Plätzen zeigten ihn, aber nur als schlechte Karikatur seiner Verkleidungen.

Die mit Kohle skizzierten Bilder sahen ihm kein Stück ähnlich. Die Summen der ausgeschriebenen Belohnungen zur Ergreifung des Nachtschwärmers stiegen mit jedem neuen Aushang. Er hatte nie verstanden, warum man ihn den Nachtschwärmer nannte, aber eines war ihm durchaus bewusst: lange konnte er dieses Spiel nicht mehr spielen.

Neben den unzähligen Greifern der Stadt, die sich nur zu gerne ihren Sold mit der Belohnung aufgebessert hätten, gab es leider ein markantes Merkmal, welches er nur schwer auf Dauer verstecken konnte. Seine Mutter sagte ihm, dass er es von seinem Vater vererbt bekommen haben musste, da es so etwas in ihrer Familie nicht gab. Rif wurde mit einem blauen und einem braunen Auge geboren. Der Unterschied war unglücklicherweise deutlich zu erkennen, und wer schon einmal eine Augenklappe getragen hatte, konnte erahnen, dass dies keine Dauerlösung war. Vor allem nicht für einen so tüchtigen Geschäftsmann wie seinesgleichen.

So hatte er schweren Herzens beschlossen, seine Besuche im Reichenviertel einzustellen und notgedrungen sein Geschäftsfeld auf andere Städte und Dörfer zu erweitern.

*

»Wach auf, du elender Taugenichts!« Mit diesen Worten und einem Schwall eiskalten Wassers aus einem hölzernen Eimer erwachte Rif aus seiner Ohnmacht. Nass bis auf die Knochen, mit lädierten Rippen und einem gehörigen Maß an Kopfschmerzen, überblickte er seine gegenwärtige Situation, und die sah nicht gerade gut aus.

Seine Handgelenke schmerzten, da er stramm mit beiden Händen rücklings an einen Holzpfeiler gebunden war. Allem Anschein nach befand er sich in der Amtsstube des Bürgermeisters. Das Zimmer musste sich demnach im Turm der Leotasiel-Kirche befinden, wie er es auch an den bunten Rosenfenstern im Raum erkannte. Das warme Mittagsgleich der Sonne fiel durch sie hindurch und schmückte den gesamten Raum in ebenso bunten Farben.

In den kleinen Dörfern war es üblich, dass die Amtszimmer ihren Platz in den Kirchtürmen fanden. Je höher diese waren, umso näher war man dem Vater, und das

wiederum führte angeblich zu einem reineren Gewissen. Der Vater konnte so um Längen besser über alle Verfehlungen der treuen Diener des Königs hinwegsehen. Und Halmark hatte wahrlich einen hohen Kirchturm. Massive, bis an die Decke gezimmerte Regale quollen über vor unsortierten Büchern, Folianten und Pergamentrollen. Im Kamin des Turmzimmers brannte ein kleines, knisterndes Feuer. Neben ihm standen seine drei Freunde der Dorf- wache. Schweinsnase hatte noch immer den tropfenden Eimer in der Hand und funkelte Rif duster an. Er hatte sich das Blut abgewaschen, und daher konnte man nun gut das Ausmaß seiner Blessuren und der schiefstehenden, gebrochenen Nase erkennen.

An einem fein gearbeiteten Holztisch, der ebenso wie die Regale vor unsortierten Pergamenten nur so überquoll, saßen der fette Bürgermeister Orbart Hahnbüttel und der, für das kelsonische Hinterland zuständige, Amtsdienner und Steuereintreiber Ignazius Habel. Sein knochiges Äußeres und seine übermäßig spitze Nase ließen ihn in mancher Hinsicht ein wenig grotesk wirken. Zu seinem schwarzen Amtsgewand trug er auf dem Kopf einen dunkelroten Chaperon aus Wolle. Der Wickelhut saß ein wenig schräg, wofür man ihn in der Hauptstadt sofort getadelt hätte.

Rif konnte sich denken, dass dieser froh war, seine Amtskleidung wieder zu haben und musste dabei, trotz seiner unpässlichen Situation, ein wenig grinsen. Schweinsnase dankte es ihm umgehend mit einem Schlag in die lädierten Rippen. Der Schmerz raste durch seinen Körper und Rif konnte sich dabei einen peinvollen Aufschrei nicht verkneifen.

»Genug, Bolgar!«, rief Hahnbüttel mit erhobener Hand und sah sich empört im Raum um. »Wo ist denn schon wieder der vermaledeite Schreiber mit der Anklageschrift?«, donnerte er und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Der Bürgermeister von Halmark war eine beeindruckende Erscheinung. Er war etwa zwei Schritte groß, sein roter und gezwirbelter Schnurrbart stand nach beiden Seiten gut eine Fingerlänge ab und seine Nase hatte ähnliche Ausmaße wie Bolgars. Ein grob gewebter Mantel mit Fuchsfell auf den Schultern umschloss seine enorme Leibesfülle und wurde von einem breiten Ledergürtel zusammengehalten.

Einen Moment später eilte ein livrierter, hagerer Mann mit einem schweren Schreibpult um den Hals die letzten Stufen ins Turmzimmer hinauf. Schnaufend blieb er neben Rif stehen, rückte seine weiße Perücke zurecht und ordnete seinen Frack. Dann packte er Pergament, Tinte und Federkiel aus dem Pult und tat so, als wäre er schon die ganze Zeit vor Ort gewesen.

»Also gut, dann können wir ja endlich beginnen«, sprach Hahnbüttel diesmal in einem zufriedenen Tonfall. Als er gerade fortfahren wollte, sprang der Steuereintreiber hastig und empört von seinem Stuhl auf. »Hängt ihn! Wozu eine Anhörung? Dieser Mann ist schuldig, dafür gibt es genug Zeugen. Hängt ihn auf!«

Der Bürgermeister bat Habel, mit einer schlichtenden Handbewegung, sich wieder hinzusetzen. Nach kurzem Protest, in dem er mit seinem Fuß verärgert aufstampfte, kam dieser letztlich seiner Bitte nach und setzte sich wieder.

»Gut, aber so sucht zumindest erst nach meiner Amtskette, bevor Ihr ihn totschatzen werdet.«

Hahnbüttel nickte zustimmend und gab Bolgar den Befehl, Rif zu durchsuchen. Schweinsnase tat wie ihm befohlen und fledderte jede Tasche der braunen Weste, die Rif trug. Dann zurrte er ihm das weiße, löchrige Hemd aus seiner Lederhose und sogar die mit Schlamm verschmierten, ehemals schwarzen Stiefel zog Bolgar ihm aus. Erfolglos stand er auf und sah zum Bürgermeister. »Nichts zu finden«, sagte er stumpf.

Ob, wie konnte ich mich nur von solchen Trotteln gefangen nehmen lassen?, dachte Rif und ließ einen kleinen Pfiff in Bolgars Richtung los. »Hey Schweinsnase, die „Halskette“ liegt, wie der Name schon sagt, um meinem Hals.«

Hahnbüttels großes rundes Gesicht wurde puderrot und sein enormes Doppelkinn fing gefährlich an zu beben. »Ja, bin ich denn hier nur von Gehirntoten umgeben? Wärs du nicht mein Neffe, würdest du schon längst in den Stallungen die Kühe schütteln, damit sie Sahne anstatt Milch geben, du blöder Ochse ... Na los, bring sie uns!«

Bolgar zog nach den harschen Worten seines Onkels ein gehöriges Schmolllippchen, schritt aber umgehend zur Tat. Unsanft nestelte er das gefundene Schmuckstück über Rifs Kopf und überbrachte es feierlich dem strahlenden Steuer-

eintreiber. Die schwere Kette war aus purem Gold gefertigt und hatte einen goldenen, rautenförmigen Anhänger, in dem Krone, Schwert und Schlüssel als Wappen graviert waren und jeden, der sie besaß, als königlichen Beamten auswies.

Habel legte sie sich sofort um den Hals und sah dabei grimmig in Rifs Richtung.

»Nun also, können wir dann endlich beginnen?«, fragte der Bürgermeister beiläufig in den Raum und gab dem Schreiber das Zeichen, dem Protokoll Folge zu leisten.

Dieser tunkte die Feder in das Tintenfass, besah sich der Anwesenden im Raum und sprach, schon fast zeremoniell. »Fürs Protokoll, anwesend und gleichsam Zeuge des Verbrechens sind ...«

Hahnbüttel unterbrach ihn. »Ja, ja, wir wissen, wer alles hier ist. Tragt die Anwesenden einfach ein, Schreiber. Der einzige Name, der uns nicht geläufig ist, ist der Eure«, und sah dabei zu Rif. »Ich meine damit Euren wahren Namen. Mir und meiner Familie habt Ihr Euch als stellvertretender Amtsdieners Ewan Bobelwich vorgestellt und dabei trugt Ihr die gestohlene Kleidung und die Amtskette unseres guten Freundes Ignazius Habel, nicht wahr?«, urteilte der Bürgermeister in spitzem Tonfall und wartete auf eine Reaktion.

»Schuldig, im Sinne der Anklage, wertes Gericht,« erwiderte Rif in einem spöttischen Ton und verschwieg weiterhin seinen Namen.

Der Steuereintreiber sprang erneut von seinem Stuhl auf. »Da habt Ihr es gehört, der Angeklagte hat sich selbst schuldig erklärt ... hängt ihn!«

Hahnbüttel blickte entnervt erst zu Habel und daraufhin zum Angeklagten. »Dies ist eine Anhörung und keine Verhandlung. Wenn wir alle Umstände in Erfahrung gebracht haben, werde ich den Richter rufen und der wird dann Recht sprechen.«

Unzufrieden setzte sich Habel wieder auf seinen Stuhl und verschränkte die Arme vor seiner Brust.

»Und was Euch betrifft, Bastard, so täte Euch ein wenig Demut und Reue ganz gut, in Anbetracht Eurer Situation.«

Rif machte einen überraschten Gesichtsausdruck. »Woher wisst Ihr, dass ich ein Bastard bin? Kennt Ihr meine

Mutter? ... Seid Ihr gar mein Vater? So lasst mich Euch in Liebe umarmen.«

Der Bürgermeister war sprachlos über solch respektloses Verhalten, schüttelte den Kopf und gab dem Schreiber mit einem Fingerzeig das Zeichen, um fortzufahren.

Der Schreiber räusperte sich kurz, tunkte erneut die Feder in das Tintenfass und sah zu Rif. »Fürs Protokoll: Der noch unbekannte, hier in Arrest genommene Angeklagte, hat die Größe eines normalen Mannes, ihm wächst braunes, mittellanges Haar und ein mehrere Tage alter Bart. Sein Alter beträgt in etwa dreißig Jahre. Sein rechtes Auge ist blau, wohingegen das linke braun erscheint. Seiner Rede-weise und Dialekt nach, stammt er aus den Mittellanden.« Der Schreiber machte eine kleine Pause und wartete, ob der Angeklagte noch etwas hinzuzufügen hatte.

Rif schüttelte lediglich den Kopf.

»So hören wir nun die bezeugende Aussage des Amtsdieners Ignazius Habel, ausführender Steuerbeauftragter im Namen Ihrer Königlichen Hoheit Kunibald des Dritten.«

Es schien so, als habe der Steuereintreiber nur auf diesen Moment gewartet. Just sprang er auf und fing sofort an ohne Unterlass zu sprechen. »Dieser flegelhafte Dieb hat es doch wirklich gewagt, mich zu bestehlen. Er tauchte vor etwa zwei Tagen in der Taverne Zum Keilerkopf auf, wo ich und meine Männer rasteten, um am Folgetag nach Halmark aufzubrechen. Zudem war der Handelsweg an jenem Tag durch Eis und Schneeverwehungen unpassierbar, dessen Umstand er sich bestimmt ebenso schamlos zu Nutze machte.« Habel griff sich theatralisch an den Kopf. »Beim Abendessen dann habe ich ihn das erste Mal gesehen. Der Bengel tat so, als wäre er ein Lautenspieler. Er sang und tanzte und wir tranken gemeinsam. Dabei hat er wohl zuerst meinen Männern eine giftige Tinktur verabreicht und anschließend mir. Ich wachte ohne Erinnerung am nächsten Morgen in meinem Zimmer auf und musste feststellen, dass ich bestohlen wurde.«

Der Bürgermeister stockte kurz und sah Habel fragend an. »Und nachdem er Euch betäubt hatte, trug er Euch einfach in Euer Zimmer? Was taten Eure Männer denn in diesem Moment?«

Der Steuereintreiber machte einige abfällige Handbewegungen und fuhr fort. »Meine Männer? ... Ja, ich vermute, dass sie sich in diesem Moment schon die Seele aus dem Leib geschissen hatten, denn so fand ich sie am nächsten Morgen vor. Vermutlich tun sie es gerade immer noch, während sie versuchen, das Rad unserer Geldkutsche zu reparieren, die der Halunke ebenso sabotiert hatte. Zum Glück war die Straße am nächsten Tag passierbar, und so nahm ich mir ein Pferd, ritt den ganzen Tag und die ganze Nacht bis nach Halmark, um Euch vor dem Betrüger zu warnen.«

Hahnbüttel nickte dem Steuereintreiber zu und sah zu Rif. »War dem so oder habt Ihr noch etwas hinzuzufügen?«

Rif schüttelte erneut den Kopf, konnte aber an dem fragenden Gesichtsausdruck des Bürgermeisters erkennen, dass auch er den genauen Wahrheitsgehalt dieser Geschichte anzweifelte.

*

In Wahrheit lief Rifs meisterlicher Plan ein wenig anders ab. Es hatte ihn zuvor viel Mühe und etliche Münzen gekostet herauszufinden, wann der königliche Steuereintreiber wo sein würde.

Im Lauf der Zeit legt man sich so manche Gewohnheit zu, so auch im Falle Ignazius Habels. Er reiste stets mit einem Dutzend königlicher Wachen und einer gepanzerten Geldkutsche von Dorf zu Dorf. Die Route, die er nutzte, war immer dieselbe. Halmark war dabei sein erstes Reiseziel. Er verweilte ein paar Tage dort, sammelte die zu errichtenden Halbjahressteuern ein und machte sich dann anschließend auf den Weg zu den verbliebenen zweiunddreißig Dörfern des kelsonischen Hinterlands.

Jeder andere Dieb hätte gewartet, bis die Kutsche am Ende der Reise randvoll mit Münzen war, aber genau da lag der Fehler und das Versagen etlicher Gauner, die bei dem Versuch scheiterten, die Steuerkutsche zu überfallen. Die Soldaten waren gut ausgebildete Schwertkämpfer und Armbrustschützen, dazu trugen sie schwere Rüstungen. Die Kutsche hatte mehr als nur ein Schloss und wurde Tag und Nacht bewacht. Die Soldaten rechneten damit, auf den Straßen angegriffen zu werden. Womit sie aber nicht rechneten,

war ein gut informierter Lautenspieler mit halbwegs fundierten Kenntnissen über betäubende und abführende Kräutermixturen.

Rif hatte sich schon am Vortag ein Zimmer im Keilerkopf genommen. Dort hatte er sich dem Wirt als `Valadir` vorgestellt, den fahrenden Minnesänger und Lautenspieler. Nach einer kleinen musikalischen Kostprobe war dieser sofort begeistert gewesen und hatte Rif erlaubt, im Keilerkopf seine Gesangstalente zum Besten zu geben.

Am nächsten Tag, als Habel und seine Soldaten eintrafen, herrschte in dem großen Schankraum bereits reges Treiben. Viele Händler und Geschäftsleute nutzten die Taverne wegen der zunehmend verschlechternden Wetterbedingungen als Unterkunft, und sangen schon zu früher Stunde mit Rif eingängige Lieder über Wein, Weib und absurde Heldentaten.

Der alte Morli wäre stolz auf ihn gewesen, denn er hatte sich nicht nur über die Umstände des Steuereintreibers informiert, sondern auch über den Steuereintreiber selbst. Dabei hatten ihm seine Kontakte aus der Hauptstadt viele nützliche Informationen über Ignazius Habel und seine sündhaften Vorlieben gegeben. Es waren vermutlich dieselben, warum er nur immer die hübschesten jungen Soldaten für seine Reisen erwählte.

Am späteren Abend und nachdem alle Soldaten ausgiebig gespeist hatten, nutzte Rif die Chance und kam Habel mit guter Laune, fröhlichen Liedern und dem nötigen Charme ein wenig näher. Es war für ihn ein Leichtes, den Wachen unauffällig die abführende Mixtur unterzumischen. Natürlich bekamen auch die fleißigen Männer, die nachts die Kutsche bewachten, etwas von dem köstlichen Bier ab, welches er ihnen höchstpersönlich in die Stallungen brachte.

Der Steuereintreiber hingegen verlor erst seine Vorsicht, als Rif ihm sanft das Bein unter dem Tisch streichelte. Die Reaktion, auf die er gehofft hatte, ließ daher nicht lange auf sich warten. Habel befahl seinen Männern, dass er in seiner Kammer unter keinen Umständen gestört werden wolle, als er mit Rif den Schankraum verließ und die steile Treppe zu seinem Quartier hinaufstieg. Danach war es ein Leichtes, Habel die betäubenden Tropfen in seinen Wein zu geben. Zum Glück geschah dies rechtzeitig, bevor der knochige

Steuereintreiber zur Gänze nackt vor ihm stand. Da Rif kein Unmensch war, hievte er den ohnmächtigen Habel in sein Bett und nahm sich anschließend alles, was er für den Rest seines Plans benötigte.

Die abführende Mixtur zeigte bei dem Großteil der Soldaten bereits Wirkung und da die Kutsche ja leer, dreifach verschlossen und gepanzert war, gab es daher kein Halten mehr für die Männer, die sie bewachten. Sie ergaben sich schlichtweg dem unaufhaltbaren Drang, sich nicht in ihre Hosen zu scheißen, und suchten so, in Windeseile, das nächste stille Örtchen auf.

Das Kutschenrad war schnell sabotiert worden, und außer einer prachtvollen Stute hatte Rif alle Soldatenpferde in die schneebedeckte Freiheit der umliegenden Wälder entlassen.

*

»Wo habt Ihr unsere gestohlenen Steuergelder versteckt? In der Taverne waren sie nicht, die haben wir durchsucht. Und in Eurem Zimmer konnten wir auch nichts finden. Also sprecht und Ihr kommt vielleicht mit dem Leben davon«, drohte Hahnbüttel mit dem nötigen Nachdruck, erhob sich von seinem Stuhl und ging langsam auf Rif zu.

»Wir wissen doch beide, dass dies nicht passieren wird, oder? Für einen Dorfvorsteher, der gerade ein ganzes Jahr an Steuerabgaben an einen Dieb wie mich verloren hat, wirkt Ihr erstaunlich gelassen«, bemerkte Rif in einem süffisanten Tonfall.

Hahnbüttel stockte kurz. Nachdenklich zwirbelte er seinen Bart und sah anschließend zu Habel. »Werter Freund, ich denke, es wurde alles Notwendige zu Protokoll gegeben. Wollt Ihr wie üblich mein Gast sein? Meine Frau und meine Tochter werden Euch fürstlich verköstigen und das, was nun folgt, wollt Ihr sicherlich nicht mit ansehen.«

Der Steuereintreiber stand bereitwillig auf und richtete seinen Hut und die Amtskette. »Sicher doch, habt dank Orbart, auf diese Einladung komme ich gerne zurück. Nach all den Strapazen, die ich erleiden musste. Zudem habe ich mich entschlossen, in Halmark zu verweilen, bis der Dieb endlich gehängt wird.«

Hahnbüttel gab ihm zum Abschied die Hand und versicherte ihm nochmals, dass Rif seiner gerechten Strafe zugeführt würde. Zufrieden stakste er die Treppen hinab und war kurz darauf nicht mehr gesehen.

Die Feder des Schreibers huschte flink über das Pergament und notierte jedes gesprochene Wort, bis der Bürgermeister sie ihm aus der Hand nahm und auf eines der Regale legte. »Das genügt fürs Erste, Schreiber, na los, verschwindel!«

Dem Schreiberling blieb keine Möglichkeit, seine Utensilien ordentlich zurück in das Schreibpult zu räumen. Auf den Befehl des Bürgermeisters packten ihn die über-eifrigen Inzest-Brüder und scheuchten ihn die Stufen hinab, bis er unter Eile den Kirchturm verlassen hatte.

Hahnbüttel stellte sich vor Rif und in seinem Gesicht war ein kleines, gieriges Lächeln entstanden. »Wir können uns doch einigen ... Ihr wart Gast in meinem Haus, habt gemeinsam mit mir und meiner Familie gespeist, habt unter meinem Dach geschlafen. Ich trage Euch Euren betrügerischen Versuch nicht nach, solange Ihr mir sagt, wo Ihr das Geld versteckt habt. Ich würde Euch sogar eine Belohnung auszahlen und Euch freilassen, oder eher gesagt ein Auge zudrücken, wenn Ihr fliehen wolltet.«

Daher wehte also der Wind und so fiel die Maske der Rechtschaffenheit. Diese Art von Gier hatte er schon bei so vielen anderen Gaunern beobachten können. Der gute und ehrbare Bürgermeister hatte sich also um den Ausgang dieses Problems folgende Gedanken gemacht. Wenn Rif ihm sagen würde, wo er die Steuergelder versteckt hätte, und sobald sie wieder in Hahnbüttels Besitz wären, würde er Rif zum Anschein die Flucht ermöglichen. Natürlich käme der niederträchtige Dieb bei dem Versuch durch Schweinsnases Armbrustbolzen oder Messer ums Leben und somit wüsste niemand, außer dem Neffen des Bürgermeisters und ihm selbst, um die eigentlichen Geschehnisse und den Verbleib der Beute. Der Schuldtragende in dieser Geschichte wäre demnach unser Steuereintreiber, der sich hatte bestehlen lassen. Habel müsste dem König irgendein Märchen auftischen, um ihn den Verlust der Jahresabgaben zu erklären. Vielleicht würde er sogar bei diesem kleinen Komplott mitwirken und ebenso seinen Anteil der Beute

beanspruchen. Aber Rif hielt den Steuereintreiber für einen königstreuen Trottel, dem zusätzlich der nötige Verstand für solche Gaunereien fehlte.

So sprangen nun Rifs Gedanken von einer ungünstigen Prognose zur anderen, aber er hatte eigentlich keine große Wahl. Für ihn waren die Chancen einfach höher, Bolgar zu entkommen, als der Schlinge des Henkers auf dem Richtplatz von Halmark.

»Ich verstehe, dann sind wir uns folglich einig?«, fragte Rif und beobachtete, wie das böse Lächeln des Bürgermeisters immer breiter wurde.

»Ja, das sind wir«, antwortete der knapp und rieb sich bereits freudig die Hände.

»Die Schweine auf Eurem Gehöft wissen, wo die Truhe begraben ist, und damit meine ich nicht Eure hässlichen Neffen. Abzüglich meines kleinen Umtrunks im Goldfuchs sollte genug bleiben, um Euch die Taschen zu füllen.«

Hahnbüttel musste Bolgar erneut zurückhalten, der seine Faust zum Schlag geballt hatte. »Na los, nimm dir eine Schaufel und grabe in meinem Schweinestall nach der Kiste. Wenn du sie gefunden hast, komm sofort zurück und berichte!«, herrschte er Bolgar an, der daraufhin murrend das Zimmer verließ. »Das war eine kluge Entscheidung, die uns alle weiterbringen und dieses Spiel beenden wird«, sprach Hahnbüttel freudig und sah Rif im Anschluss fragend an. »Aber mal aus reinem Interesse. Euer Vorgehen war gut. Ihr habt Euch mir gegenüber als stellvertretender Steuereintreiber ausgegeben und habt behauptet, dass Eure Männer sich um die kaputte Kutsche kümmern, während ihr dem Unwetter entgehend bereits vorgeritten seid. Dann aber unterläuft Euch der Fehler in der Taverne Zum Goldfuchs seelenruhig zu feiern? Hattet Ihr keine Bedenken, dass Habel nach seiner Besinnungslosigkeit jeden Moment in Halmark eintreffen könnte?«

Rif hob die rechte Augenbraue und fuhr sich mit seiner Zunge über die Lippen. »Ich würde Euch ja antworten, aber meine Kehle ist wirklich sehr trocken.«

Hahnbüttel verdrehte die Augen, nahm eine Karaffe von der Kommode und schenkte ihm einen Messingbecher mit etwas Wasser ein. Dann führte er den Becher zu Rifs Mund und wartete, bis er getrunken hatte.

»Habt Dank, das war bitternötig. In meiner Berechnung sollte Habel eigentlich den ganzen Tag betäubt sein. Ich nehme an, dass er sich durch zu viel Branntwein in der Nacht übergeben hat, das Mittel seine Wirkung verlor und er deshalb um einiges früher erwachte, als es mein Plan vorsah. Ja, zugegeben ... mein Fehler.«

Der Bürgermeister lachte auf. »Ha, wohl doch nicht so schlau, was? Ich hätte ihn abgestochen, dann wäre genug Zeit gewesen«, spottete er besserwisserisch.

»Mag sein, aber ich bin kein feiger Mörder, so wie Ihr es seid.« Für diese Aussage handelte er sich prompt eine saftige Ohrfeige von Hahnbüttel ein.

Bevor der Bürgermeister noch etwas hinzufügen konnte, kam jemand mit klappernden Holzschuhen die Treppen des Turms hinaufgeeilt. Es war eine ältere Frau in der typischen dunkelbraunen Gesindekleidung und einer weißen Haube auf dem Kopf.

Rif erkannte die Frau, sie war eine Bedienstete in Hahnbüttels Gehöft und hatte beim gestrigen gemeinsamen Abendessen mit dessen Familie die üppigen Speisen und Getränke serviert. Er glaubte, ihr Name war Nigela.

Sie lief mit besorgter Miene sofort zu Hahnbüttel und flüsterte ihm, völlig außer Atem, etwas ins Ohr. Je mehr sie ihm zuflüsterte, umso zorniger und roter wurde das Gesicht des Bürgermeisters und da sie hin und wieder zu Rif sah, konnte er sich denken, um was es sich dabei handeln könnte.

Außer sich vor Wut stieß Hahnbüttel Nigela ein wenig zur Seite und baute sich vor Rif zu seiner vollen Größe auf. »Ihr habt es gewagt, meine Tochter zu entehren? Sagt mir sofort die Wahrheit, habt Ihr meiner Elise die Unschuld genommen?« Dünne Spuckfäden landeten dabei in Rifs Gesicht. Hahnbüttel atmete schwer ein und aus, Schaum bildete sich in seinem Mund und man hätte meinen können, dass ihm im nächsten Moment das Herz stehen bleiben würde.

*

Es hätte für Rif ein so schöner Tag werden können, wenn nicht ...

Elise, die etwa neunzehn Sommer zählte, war alles andere als unschuldig, nur war dies ihrem Vater wohl bisher entgangen. Schon in dem Moment, als Rif den verkleideten Amtsdienner mimte und sich höflich vorstellte, war es um die Landschönheit geschehen. An diesem Abend trug sie ein gelbes Kleid und zwei verspielte Zöpfe bändigten ihr schwarzes, lockiges Haar. Ihre großen grünen Augen sprachen Bände, und am liebsten hätte sie sich schon beim Abendessen, auf ihn geworfen. Aber ihre Mutter konnte sie gerade noch unauffällig maßregeln. Ihre restlichen Avancen verteilte sie dann über die verschiedenen Gänge.

Während Hahnbüttel sich munter mit Rif über die Geschäfte und seine neue Stellung unterhielt, brachte Nigela, die Dienstmagd, nach und nach die opulenten Speisen an den Tisch. Zur Gänseleber gab es mehrfach ein übertrieben einladendes Augenzwinkern Elises. Zu den mit Maronen gefüllten Rebhühnern zog sie es vor, ihre Lippen mit reichlich Bratensoße zu benetzen, nur um sie dann mit ihrer Zunge und einem verführerischen Blick wieder abzulecken. Die mit Honig glasierten Datteln brachten die größte Überraschung mit sich. Immerhin bildet das Dessert den krönenden Abschluss eines jeden feinen Dinners und so kam es, dass der geilen Elise ein Ohrring verloren ging, der vermutlich unter dem Tisch gelandet war. Sie suchte wirklich sehr gründlich und fand dabei zwischen Rifs Beinen einen weiteren Schatz, den sie aber vor den strengen Augen ihrer Mutter nicht vollends begutachten konnte.

Nach dem geschäftlichen Teil und der offiziellen Übergabe der Steuergelder begab sich Rif unter dem Vorwand der gestrigen Strapazen zur Ruhe und wurde sogar von Hahnbüttel persönlich zu seinem Gästezimmer gebracht. Die Kammer war klein aber bequem, und vor dem Fenster gab es ein Vordach, auf das man leicht hinabklettern konnte. Perfekt für seine weitere Pläne.

Er stellte die Kiste mit den Steuergeldern auf den Boden und bedankte sich standesgemäß bei dem Bürgermeister für dessen großzügige Gastfreundschaft.

Anschließend schloss er die Tür und begann langsam zu zählen. *Einundzwanzig ... Zweiundzwanzig ... Dreiundzwanzig.* Dann öffnete er sie wieder und begrüßte lächelnd Elise, die gerade bei ihm klopfen wollte. Sie war für ihn wie ein offe-

nes Buch, welches er in zahlreichen Variationen bereits überaus eifrig während seiner Zeit in der Hauptstadt studiert hatte. Es bedurfte keiner langen Gespräche, Gedichte oder Überzeugungen mehr. Elise war keineswegs unerfahren und auch die Unschuld war ihr bereits gestohlen. Er vermutete, dass es genug junge Rammler in Halmark gab, die sich dieser ehrenvollen Aufgabe angenommen hatten.

Die Kissenschlacht zog sich ein wenig in die Länge, da er ihr immer wieder ein Kissen aufs Gesicht legen musste, um zu verhindern, dass ihre Lustschreie nicht das gesamte Gehöft weckten. Ihr schien es egal zu sein und so endete der Akt, einige Zeit später, in beidseitiger Zufriedenheit.

Rif hatte sie anschließend schnell aus seinem Zimmer gescheucht, denn es hatte für ihn an diesem Abend noch einiges zu tun gegeben.

*

»Bier und Schweinescheiße!«

Der Bürgermeister starrte ihn fassungslos an. »Was sprecht Ihr da? Lenkt nicht ab, ich will sofort eine Antwort oder ich hänge Euch hier an Ort und Stelle.«

Rif räusperte sich. »Verzeiht, ich war in Gedanken. Nun, ich bin zwar ein Dieb, aber die Unschuld Eurer Tochter habe ich nicht gestohlen, da sucht Ihr den Falschen. Aber wenn es Euch darum geht, dass ich ihren Acker gepflügt habe, dann muss ich zu meiner Verteidigung hinzufügen ...«

Erneut schlug ihm Hahnbüttel unvermittelt ins Gesicht. »Meine kleine Elise weint sich soeben bei ihrer Mutter die Augen aus und behauptet, Ihr hättet sie dazu überredet. Vermutlich habt Ihr meiner tugendhaften Tochter auch eine Eurer Kräutermixturen eingeflößt, um sie gefügig zu machen, was?«

Wie lächerlich, Rif hatte es nie nötig gehabt, eine Frau zu betäuben, um sie besteigen zu können. Aber wie auch immer, er wusste, dass die Wahrheit an dieser Stelle vergebens war und zudem änderte es nichts an den Tatsachen.

Als hätten ihn die Glocken der Kirche zur Buße gerufen, platzte Bolgar in das Turmzimmer. Er war über und über mit Schweinescheiße verschmiert und stank bestialisch. In seinen Händen hielt er die Schaufel, mit der er offensicht-

lich bei den Schweinen gegraben hatte. »Onkel, ich habe die Kiste gefunden«, sagte er in einem müden und stumpfen Tonfall.

Hahnbüttels Wut wich urplötzlich der vorangegangenen Gier. »Gut, gut und hast du sie ins Haus gebracht?«

Bolgar kratzte sich am Kopf. »Ja, und ich habe sie dem Habel gegeben, damit er gut drauf aufpasst.«

In diesem Moment und obwohl seine Situation sich merklich verschlechtert hatte, brach es geradezu aus Rif heraus. Er lachte so laut, dass man ihn vermutlich in ganz Halmark hätte hören können. *Wie gewonnen, so zerronnen* und Rif wären an dieser Stelle hundert weitere Sprüche eingefallen, die diese Misere hätten beschreiben können.

Der wutentbrannte Bürgermeister schleuderte Schweinsnase wüste Beschimpfungen entgegen, nahm einem der Inzest-Brüder den Schlagstock ab und prügelte wild auf Bolgar ein, der sich schon anfangs demütig zu Boden warf. Er ließ die Bestrafung über sich ergehen. Lediglich ein sonores Wimmern war von ihm zu hören. Nach einer Weile dann ließ Hahnbüttel von Bolgar ab und wandte sich an Rif. »Ich gehe davon aus, dass unsere Abmachung immer noch wahr ist«, kam Rif ihm zuvor, konnte sich die Antwort aber bereits denken.

In Hahnbüttels Augen brannte ein Feuer, welches Rif aus eigener Erfahrung gut kannte. Es war das Feuer der Unberechenbarkeit, das immer dann aufloderte, wenn man zu allem bereit war. Der Bürgermeister ließ den Schlagstock achtlos fallen und deutete mit dem Zeigefinger auf ihn. Seine Stimme war schlagartig seelenruhig und doch schwang in ihr ein gefährlicher Unterton mit. »Bindet ihn los, ich möchte unserem Gast etwas zeigen.«

Die beiden anderen Dorfwachen stiegen über Bolgar, der noch immer am Boden lag, lösten mit einem Messer Rifs Fesseln und packten ihn an den Armen.

Hahnbüttel ging zu einem der großen Fenster, drehte den Griff und öffnete es. Ein eiskalter Windhauch trug ein paar Schneeflocken herein, die, als sie den Boden berührten, umgehend anfangen zu schmelzen. Die Flammen des Kamins begannen, wild zu flackern, und von etlichen Kerzen blieben nur rauchende Dochte übrig. Dann flatterte ein schwarz-weiß gesprenkelter Schmetterling in das Turm-

zimmer und setzte sich auf die Kante des großen Schreibtischs.

»Seht ihr, da ist ja einer von ihnen«, sprach Hahnbüttel verschmitzt und gab den Dorfwachen ein Handzeichen, mit Rif näher zu kommen.

Als sie mit ihm am offenen Fenster angelangt waren, legte Hahnbüttel eine Hand auf seine Schulter und betrachtete den Schmetterling. »Meistens kommen sie erst in der Abenddämmerung oder nachts hervor. Das Licht zieht sie an und wenn man nicht Acht gibt und schnell genug alle Fenster schließt, schwirren rasch ein ganzes Dutzend von ihnen im Raum herum.«

Rif blickte zwischen Hahnbüttel und dem Nachtfalter hin und her, ahnend was gleich folgen würde. »Wir können uns immer noch einigen, ich hätte da einen guten Plan«, sagte Rif selbstbewusst, der es gewohnt war, sich aus schwierigen Situationen heraus reden zu können.

Hahnbüttel fuhr unbeirrt in seiner Rede fort. »Das Ärgernis daran ist, dass man sie nur schwer wieder loswird. Ich meine, seht ihn an. Dieser unheimliche Geselle gibt vor, ein schöner Schmetterling zu sein und doch macht er mir eine Gänsehaut. Irgendwie erinnert er mich an Euch ... Also hinaus mit dir, du grässlicher Nachtschwärmer, flieg ... flieg ... flieg«, intonierte Hahnbüttel theatralisch und, ohne dass Rif große Gegenwehr leisten konnte, warfen sie ihn zu dritt aus dem Fenster des Kirchturms ... Und es hätte ein so schöner Tag werden können.

Die Zeit schien sich zu verlangsamen, als Rif schreiend in die Tiefe fiel. Um ihn herum bildeten sich unvermittelt hunderte bunte und tanzende Lichter. Er hörte ein wunderbares Lied in einer fremden Sprache, Stimmen die nach ihm riefen und unter ihm erschien ein gleißendes, weißes Licht, welches ihn kurz vor dem Aufprall verschluckte.